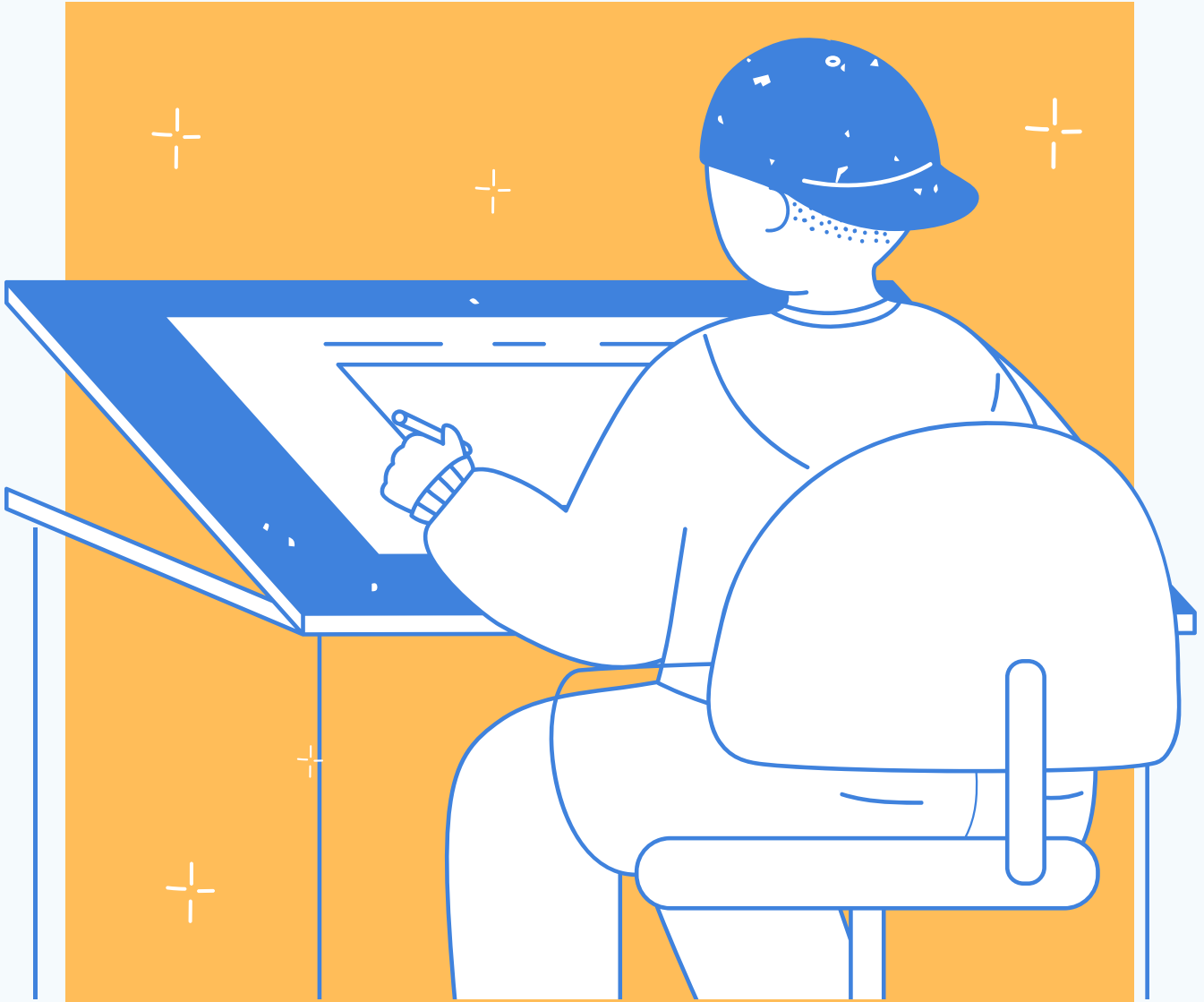


SOMMER

2023



ANTHOLOGIE

LITERATURWOCHE

Unser Dank gilt dem Ministerium für Bildung, Jugend und Sport des Landes Brandenburg, dem Förderkreis des wortbau e.V., sowie Julia Baum, Anke Dörsam, Tim Fahrendorff, Thomas Hinz, Louis Krüger, Marlen Lux und Jakob Weber sowie allen weiteren Spender*innen für ihre Unterstützung zur Realisierung der Sommerliteraturwoche 2023.

INHALT

Swantje Bitterling: Where Is My Mind?.....	3
Anne Tamm: Der Mutterleib.....	5
Lilly Beyer: Frau Specht haut in die Tasten.....	8
Lilian Treffinger: Echos.....	13
Robin Florin Rekow: Unbenannt.....	15
Amari Gesche: Bildet Banden.....	18
Nóra Kondor: Evrithiän.....	21
Alexandra Juncker: Tagebuch einer Verlorenen.....	24
Stargazing.....	28
Collage.....	29
Alina Knüpfer: Traumwelt oder Realität?.....	30
Lilli Biller: Ich fühle mich geschlecht.....	32
Greta Hillert: sommergrippe.....	35
Mina Yun: Kinderzimmer.....	37
Greta Hinz: Im Zauberwald.....	39
Isabella Schreiner: Fremd.....	40
Xenia Rieke-Zapp: Nimm mich mit.....	42
Lianna Marie Gratiashvili: Rennen aus Erinnerungen.....	43
Jasmina Jarszy: Milchpfade.....	47
Gustav Koch: Der Unterschied zwischen “Tschüss” und “ Bis Morgen”	50
Laura Cichońska: Unbenannt.....	53
Marjam Zenichowski: Hirn und Harz.....	56
Sophie Meyer-Ponstein: schießtheater.....	60
Ranya Jeddou: Nur noch ein Moment.....	62
Maryam Breßler: Mord auf dem Kadettenschiff.....	70
Réka Polyák: Alles und Nichts.....	74

Where Is My Mind?

Swantje Bitterling

ich sage oft
ich bin gut im allein sein
aber vielleicht
mag ich nur die Geräuschlosigkeit

with your feet on the air/ and your head on the ground

drei Tee am Tag, Schwarztee & Minze-honig, ich tropfe ihn
auf meine Wangen und lasse ihn
Spuren ziehen. barfuß
sitze ich auf dem Küchenboden und fühle
mich
my shadow is rusting, morgens ist mein Nacken verspannt, ich ziehe Kreise
auf meinem Schreibtischstuhl, irgendjemand wringt meine Lunge aus.
mit bloßen Händen

try this trick and spin it, yeah/ your head will collapse/ if there's nothing in it

floating: das Wort romantisiert meinen Zustand so schön. eigentlich eher:
Zimmer all dark nur Laptoplicht, bis meine Netzhaut zerbricht. ich nenne es:
Eskapismus, fühlt sich entschuldigend an
ich sitze in einer Wolke, habe mich selbst in Watte gepackt. dabei
habe ich doch als Kind Dreck gegessen und bin nachts alleine geblieben
ich dachte: so kommt sie klar mit mir
die Welt, aber darum ging es nie. ich muss ja mit ihr klarkommen
am Ende.

and you'll ask yourself/ Where is my mind?

ich möchte rausgehen, im Regen stehen, vielleicht werde ich Zuckerguss, weil

vielleicht

bin ich ja doch aus Zucker.

meerdokus, nudeln mit ketchup und die Zeit ist eckig und neongrün, mikrowellentimer

die Ränder meines Blickfelds

fransen aus & dann

verschwimme ich mich.

way out in the water, see it swimmin'

vielleicht

mag ich nur die Geräuschlosigkeit

aber

ich sage oft

ich bin gut im allein sein

Der Mutterleib

Anne Tamm

Der Fetus schwimmt in einer Blase aus Eihäuten und Fruchtwasser. Die Nabelschnur schält sich aus seiner Bauchwand, fächert auf und schlägt Wurzeln in die Plazenta. Mutterleib und Fetus pulsieren in derselben Frequenz, während das Leben von einem Blutkreislauf in den anderen diffundiert.

Sie schleppt sich von der einen zur anderen Seite und wieder zurück, legt sich hin, bebt und schnauft und steht wieder auf. Aus der Distanz beobachtet man sie. Der Boden ist mit Stroh ausgekleidet, von oben fluoreszieren Leuchtröhren. Sie kann die Körper der anderen fühlen – das Malmen der Kiefer, die angespannten Muskeln, die Ausdünstungen in der aufgedunsenen Luft. Die Körper sind nah, aber nicht so nah wie sonst.

Sie legt sich wieder hin und stößt nach Stunden schleimige Blasen aus, eine gefüllt mit rötlichem Oxidationswasser und Stoffwechselprodukten; in der zweiten stecken die Vorderbeine im trüben Fruchtwasser.

Wenn der Kopf hervorgepresst wird, ist der Körper noch leblos, von Schleim bedeckt, der Blick benebelt und der Atem kommt nur mühselig. Bauch und Hinterbeine gleiten auf einem Gallertteppich hinterher. Später leckt sie dem Kalb die Schleimhülle vom Fell. Es versucht aufzustehen – die Vorderbeine tasten den Boden ab, krümmen sich in die Höhe, brechen jedoch unter dem Gewicht der noch schlaffen Hinterbeine wieder zusammen.

Es ist ihr drittes Kalb. Es besitzt nasses, dunkles Fell und lange, schmale Beine, die immer wieder versuchen aufzustehen. Ihr erstes und ihr zweites Kalb hatten helleres Fell. Das waren kleine warme Körper, die sich an ihren eigenen drückten, erst der eine, später der andere. Wir versichern, dass sie beide vergessen hat, schließlich haben sie nur wenige Stunden miteinander verbracht.

Der neue Mutterleib ist größer. Er ist gefüllt mit Dutzenden von Föten, die sich in Reihen aneinanderdrängen, die riesigen Körper von Eisenketten fixiert. Nur die Köpfe heben und senken sich, die Kiefer mahlen. Der neue Mutterleib besitzt Nabelschnüre aus Kunststoff, die sich wie mechanische Riesenzecken an den Zitzen festsaugen. Der Prozess läuft paradox – der Fötus blutet Milch in den Kreislauf der Mutter. Die Milch

wird pasteurisiert, entrahmt, zu Käse verarbeitet, Quark, Joghurt, Butter, in Tetrapacks gefüllt, in Tetrapacks mit fünfundzwanzig Prozent weniger Plastik, aufeinandergestapelt, in Einkaufswägen gestapelt, hinter Metallsträngen, über Saffflaschen gestapelt, unter den Tomaten und dem Hackfleisch.

Irgendwann kommt der Tag, an dem sie den Mutterleib verlässt. Sie drängt sich mit den anderen Körpern in einen dunklen Kasten. Eine Fruchtblase aus Metall. Durch einen schmalen Spalt an der Frontseite fällt Licht, das zu flackern beginnt, als der Boden sich in Bewegung setzt. Die Luft ist aufgebläht von Cortisol. Wenn sie aus dem Kasten getrieben wird, zittern ihre Muskeln vor Anspannung und ihre Ohren zucken. Sie fixieren ihren Kopf in einem Metallgestell. Wir wissen nicht, was sie fühlt. Das erste Mal außerhalb des Mutterleibs, die Gerüche sind fremd und das Licht zu grell, von einem unnatürlichen Weiß. Die anderen Kühe sieht sie nicht. Panisch versucht sie, den Kopf aus der Vorrichtung zu ziehen, aber die Metalleisten sitzen zu fest. Die nackten Hände, die mechanisch ihre Stirn abtasten, kennt sie nicht. Wir vermuten, dass sie nicht viel empfindet. Rinder-Gehirne sind so winzig, wenn man sie mit den großen, schweren Menschengehirnen vergleicht.

Es gibt Bolzenschussgeräte, die aussehen wie Thermoskannen und welche, die aussehen wie Akkuschauber oder riesige Heißklebepistolen. Er wird mittig auf ihrer Stirn angesetzt. Sie kann den Kopf nicht bewegen. Der Bolzen schießt durch ihre Schädeldecke. Sie fällt in sich zusammen, die Muskeln krampfen, die Zunge hängt ihr schlaff aus dem Maul, die Atmung setzt aus und die Augen starren ins Leere. Manchmal atmet sie trotzdem weiter. Manchmal stößt sie Schmerzenslaute aus und die Lider flattern.

Sie lebt noch. Sie wird an den Beinen aufgehängt. Sie durchtrennen ihre Hauptarterien und lassen sie ausbluten. Das Blut fangen sie auf. Die Leichenteile sind glatt und rosa und sehen nicht aus wie sie. Wir würden sie nicht anrühren, wenn sie aussähe wie sie selbst.

Vor zehntausend Jahren war sie noch kein Hausrind. Ihre Schultern ragten hundertfünfundfünfzig Zentimeter in die Höhe, Hörner bogen sich zu achtzig Zentimetern Keratin aus ihrem Schädel. Sie war riesig, größer als die meisten Lebewesen in Europa, mit langem zottigen Fell, einem wilden Blick und rasant

arbeitenden Muskeln. Sie mochte die in Gräser gebetteten Flüsse, die weiten Grasflächen, die Wälder, in denen sie im Winter Laub und Eicheln fand. Irgendwann musste sie sich in die Sümpfe und Wälder zurückziehen. Vor neuntausend Jahren spannte man sie vor Pflüge und Wagen. Ihr Körper schrumpfte in sich zusammen, ihr Blick wurde ruhiger. Die verbliebenen Auerochsen versteckten sich in den Wäldern Osteuropas. 1627 wurde der letzte in Polen erlegt.

Frau Specht haut in die Tasten

Lilly Beyer

Im Wald steht eine Schreibmaschine und Frau Specht hackt auf die Tasten.

I

Ein Reh kommt vorbei und knabbert an einer jungen Buche.

Was machen Sie, Frau Specht?

Ich bin Schriftstellerin, ich haue in die Tasten.

Und was schreiben Sie?

Protokoll, sagt Specht.

Und worüber?

Über jetzt gerade.

Sie schweigen kurz. Nur ein lautes rhythmisches Klacken ist zu hören.

Das auch?, fragt Reh.

Das auch.

Klacken.

Und jetzt?

Auch.

Aber ist das nicht eine nicht enden wollende Bemühung ohne Ziel? Wieso schreiben sie Protokoll?

Ich will so schreiben, wie es ist.

Specht kommt zufällig auf die Feststelltaste.

WAS SOLL DAS HEIßEN? WIE IST ES DENN?

DIE WELT IST EINE UNENDLICHE KOMBINATION AN BUCHSTABEN UND ICH WERDE SIE ALLE AUFSCHREIBEN:

Specht drückt erneut aus Versehen die Feststelltaste.

Das Reh frisst ein Buchenblatt mit Morgentau, erschrickt vor einem Tautropfen und hopst davon.

II

Ein verschlafener Maulwurf steckt seinen Kopf aus der Erde und blinzelt Specht an.

Frau Specht es ist ganz furchtbar früh oder auch spät. Das kommt ja ganz auf die Perspektive an-

Perspektive, sagt Specht ohne aufzuschauen.

Ja, genau und ich muss sagen, jedes Mal, wenn Sie auf dieses Ding hier klopfen -

Schreibmaschine, sagt Specht.

Ja, Schreibmaschine eben. Diese Maschine richtet nur Lärm an und raus kommt dabei nichts.

Falsch, sagt Specht.

Wie? Was meinen Sie?

Falsch, nicht wahr! Es kommt etwas dabei raus, sehen Sie!

Specht zeigt Maulwurf die oberste Seite auf einem Haufen Papier. Auf der Seite sind nur Ls gedruckt.

liest Maulwurf.

Nein, das sind kleine Ls.

Verzeihung, aber auch bei Ls sehe ich hier keinen Grund, den halben Wald um Punkt Sonnenaufgang aus dem Schlaf zu reißen. Sollten Sie weiter dieses Theater veranstalten, müssen Sie sich nicht wundern, wenn Sie hier rausgeworfen werden.

Aus dem Wald?

Ja, aus dem Wald.

Maulwurf ist frustriert. Frau Specht, ich bitte Sie einfach zu einer geeigneteren Tageszeit diesen Krach fortzusetzen. Haben Sie denn gar kein Mitgefühl? Wieso hacken sie denn ausgerechnet heute Morgen hier rum?

Es muss heute sein, es muss jetzt sein. Wenn ich jetzt nicht schreibe, werde ich es nie tun. Ich schreibe die Welt und die Welt ist jetzt und eigentlich andauernd und wenn ich nur einen Moment Pause mache, lüge ich.

Maulwurf taucht mit dem Kopf ab in seinen Hügel und gräbt sich emsig tief in das Erdreich. Specht schreibt weiter. Die Seite mit den kleinen Ls wird von einem Windstoß weggeweht.

III

Ein Schmetterling kommt angeflattert uns setzt sich auf die C-Taste. Specht stoppt.

Flieg weg. Das C brauche ich.

Wofür?

Für mich.

Schmetterling zuckt mit den Fühlern und flattert bis zum Q am Rand der Tastatur. Das Q braucht Specht nur selten. Sie tippt weiter.

Entschuldigung, ich bin gerade frisch geschlüpft. Ich bin ganz neu, sagt Schmetterling.

Du bist nicht neu. Vorher warst du doch auch schon da, als Raupe. Erinnerst du dich nicht?

Als Raupe sieht man nur die Welt von unten. Immer nur beobachten. Einmal kroch ich drei Tage lang über ein Eichenblatt. Aber jetzt, von innen geschaut, sieht es hier ganz anders aus.

Ich bin in die Welt hineingeschlüpf.

Ich bin auch geschlüpft, aus einem Ei, sagt Specht, von einer Welt in die nächste. Im Ei war es dumpf und dunkel und dann plötzlich war es hell und grell und nichts von beiden ist echt, ich schreibe, was echt ist und was ich schreibe, wird echt durch mich. Ich vertippe mich und in der Welt ist ein Tippfehler.

Ein Tropfen fällt auf die Tastatur, genau zwischen A und S. Schmetterling flattert weg, um nicht nass zu werden und Frau Specht haut weiter in die Tasten. Mittlerweile hat sie alle Sonette Shakespeares getippt. Es fängt an zu regnen und Wasser durchweicht Papier, Tinte wird von Buchstaben zu Flecken. Frau Specht schreibt weiter.

Der Text

sickert in den

Boden und

das Papier

wird zu

Erde.

Als in dieser Ecke noch dein Bett stand, da habe ich meine Hörspiele zum Einschlafen immer so leise wie möglich gedreht. Heute höre ich alles noch leiser mit Kopfhörern, tagsüber und nachts, auch wenn außer mir im ganzen Haus niemand ist. Du wirst immer ein bisschen neben mir schlafen. In der Art, wie mittlerweile meins ist, was früher dein Bett war.

Zu dieser Zeit habe ich mich nicht getraut noch einmal auf Replay zu drücken. Das ist heute anders, aber du wirst immer ein bisschen neben mir schlafen, auf die Weise, in der ich nachts niemals das Licht einschalte. Nicht einmal das Kleine, hinter dem Bett.

In absoluter Stille höre ich mittags dein Bett knarren und erinnere mich, dass wohl ein Hörspiel laufen sollte. Das Rotieren der CD lässt mich schwindlig fühlen. Die ewigen Runden und immer leichtes Kratzen auf Plastik, wie eine Erinnerung an die Fiktion. Es sollte dunkel sein, in einer Intensität, die keine Jalousie imitieren kann und dann müsste es der eine Erzähler versuchen, mit seinen fünf verschiedenen Stimmen.

Ich habe immer krampfhaft versucht, die Geschichte zu Ende zu hören, egal wie müde ich war. Du hast geschlafen. Die Angst vor dem Versäumnis ist größer als ich. Du denkst nicht darüber nach, dich kontrollieren zu müssen; ich kontrolliere sogar, was ich denke.

Eines Abends schaltest du einfach meine CD ab und legst eine andere ein. Dabei kann ich die Vorherige noch gar nicht gänzlich mitsprechen und wenn ich es jetzt bei einer anderen versuche, wird es bei beiden nicht klappen. Das ist auch dein Zimmer sagst du, ich solle ein bisschen lockerer werden.

Ich bin locker, ich werde locker, ich schwöre, in fünf Minuten bin ich locker.

Wie soll es anders sein, ich meine, wenn ich von uns beiden nicht locker bin, wer ist es dann. Ich bin da, wenn du nach Hause kommst, keine Sorge, ich werde locker sein, ich frage nicht, wo du warst. Wenn du von dir aus etwas erzählen möchtest, dann mach das doch gerne. Ich höre dir zu, als wäre es ein beiläufiges Gespräch, insgeheim muss ich vor mir selbst rechtfertigen, wieso ich dich nicht verrate. Es ist wohl die Angst vor deiner Flucht, deshalb das eigene Fliehen. Du weißt, ich werde auf dich warten, auch wenn die Zeit zu deiner nächsten Rückkehr immer länger wird. Die Sicherheit, mit der du mich übergehen kannst, macht dich unberechenbar. Obwohl ich das weiß, warte ich. Ich werde es so lange tun, bis sich eine Erwartung vielleicht erfüllen kann. Auch wenn sie alle einer Zeit angehören, in der wir in einer Nacht mehr gesprochen haben als heute über Monate. Wenn ich aus deinem Mund mal wieder den Klang von damals höre, dann weiß ich, werde ich extra schnell rennen. Immer noch dir hinterher, die Zeit des Fangenspiels ist aber lange vorbei.

Jetzt bin ich locker, ich schwöre, ich bin locker.

Ich bewege nacheinander jeden meiner Finger, tippe kurz in meine Handflächen, langsam und mit genau dem richtigen Druck, nur um mich zu vergewissern, dass ich alles selbst steuern kann.

Wenn ich dich heute doch einmal sehe, dann auf dem Boden meines Zimmers sitzend. Dort pausierst du die CD, um mich völlig einzunehmen. Wenn ich nicht schaue, sehe ich dich deshalb auch, in der Reflexion des abgekratzten Nagellacks meines Gegenübers oder in den Schaufensterartikeln, die dir gefallen würden.

Nicht mehr wirklich in den Wänden über dem Bett. Man sieht wenig von damals, je mehr Poster, desto mehr Charakter, hoffe ich.

Von meinem Schlafplatz aus höre ich das Treiben auf der Straße, genauso klar, wie die Schritte auf dem Flur. Als würde ich dich zu jeder Zeit erwarten müssen. Selten bleibt genug Stille für ein ganzes Hörbuch.

Besonders aber, kann mich dein Atem nachts nicht mehr vergewissern, dass du lebst. Ich muss es von nun an wissen. Ich schätze, das bedeutet es, erwachsen zu werden.

Ich habe Angst, dass ich das nicht mehr kann, das mit dem Schreiben.

Was gar keinen Sinn ergibt, ich tue es ja gerade.

Ich bringe Worte aufs Papier, aufs Digitale zwar, aber trotzdem. Worte sind Worte.

Aber was ist, wenn alle Worte schon geschrieben worden sind?

Alles was ich aufs Papier bringe, ist alt, kein neuer Gedanke, keine bahnbrechende neue Idee, selbst meine Bilder sind alt. Alt und verstaubt.

Jedes meiner Gefühle wurde schon einmal gefühlt.

Die Angst, sich in den neuen Straßen zu verirren, etwas falsch zu machen;

die Aufregung, die nie endende Aufregung, bei beinahe allem was ich tue. Gerade gibt es viele erste Mal und ein jedes ist aufregend;

vor allem das Gefühl, Freiheit geschenkt zu bekommen.

Immer wenn ich fühle, schreibe ich.

Doch gerade sind meine Gefühle so groß, dass ich meine Worte dazwischen suchen muss.

Ich versuche lustig zu sein, aber dafür bin ich zu melancholisch. Also probiere ich es ernst, aber dafür fühlt sich das alles hier zu leicht an.

Ich bin ein glücklicher Mensch gerade, ziemlich heftig in mein Leben verknallt, in den Blick von meinem Balkon, in das Klimplern der neuen Schlüssel, ein bisschen in jeden Menschen den ich neu kennenlernen und selbst in das Spülen meines Geschirrs.

Ich lebe meine eigene Utopie gerade.

Doch wenn mein Leben Utopie ist, wofür schreibe ich dann noch?

Und wieso bin ich so traurig, wenn das hier doch Utopie ist?

Vielleicht weil das hier die Utopie von vor ein paar Monaten ist. Und jetzt lerne ich, dass es einen Unterschied gibt zwischen Utopie und Paradies. Und dass das hier Paradies ist, aber nicht Utopie.

Das Leben ist nun Mal nicht ideal.

Ich lerne viel gerade.

Vor allem, dass mein einziges Zuhause nur ich selbst sein kann.

Weil ich sonst immer vermissen werde; und das halt ich nicht aus.

Vielleicht werden die Freundschaften deswegen weniger, wenn man erwachsen wird. Weil die Entfernung größer, die Herzen aber nicht schmerzfrei werden.

Weil man plötzlich immer jemanden hat, der nicht da ist, aber da sein müsste.

Immer jemand, dem man die neue Frisur nur per Foto zeigen kann, jemand der nur die Namen, aber nicht die Gesichter kennt.

Da ist immer eine Person, die mein Lachen nicht sieht, die ich vermisse, weil sie eigentlich zum Glück gehört.

Der nächste Abschied ist in jedem Besuch angelegt. Eine feste Umarmung, Tränen am Bahnhof, Nachrichten über Verspätungen, bis abends jeder wieder zu Hause ist und nur der Geruch einer Person bleibt, das Glas mehr auf dem Tisch und die abgezogene Bettwäsche.

Ich nehme gerade viel Abschied, auch das lerne ich.

Und es fühlt sich immer weniger so an, als würde ich mich von mir selbst verabschieden.

Dafür werden immer mehr Abschiede endgültig.

Weil ich mich verändere und alle von denen ich mich verabschiede auch. In rasendem Tempo und doch fast unbemerkt. Und wenn wir uns alle wiedersehen, zu Weihnachten oder zum Geburtstag meiner Mutter, werden Menschen fehlen oder neue Worte lernen oder alles vergessen haben. Aber es wird nichts mehr sein, wie es war. In meinem Zimmer stehen keine Möbel mehr, dafür ein neues Sofa im Wohnzimmer, ein Sofa, das nie zu Hause sein wird.

Ich habe Angst, einen Abschied zu vergessen.

Dass jemand darauf wartet, dass ich Tschüss sage und ich nicht komme.

Dass ich jemanden verliere, ohne es zu merken.

Ich habe Angst jemanden nie richtig kennenzulernen, weil ich vergesse Hallo zu sagen. Ist das absurd?

Ich lerne gerade, dass es auf manche Fragen keine Antwort gibt.

Das ist wirklich absurd, ich bin in einer Welt aufgewachsen, in der es auf jede Frage eine Antwort gab; jetzt ist da nichts mehr außer weißes Papier oder in meinem Fall das tiefe schwarz des Nachtmodus meines Schreibprogramms.

Die Antwort muss ich mir selbst geben.

Was mache ich mit all dem Raum?

Ich fülle ihn, langsam aber stetig.

Vielleicht nicht mit Dingen, die es noch nie gab, aber ganz sicher mit Dingen, die mir guttun. Mit weiß leuchtenden Buchstaben, die ich zu Worten zusammen setze, die Sätze bilden und dann bald schon eine Geschichte erzählen.

Auch das lerne ich gerade, Raum zu füllen, mit meiner Geschichte, mit meinen Worten.

Ich lerne, dass ich Raum haben darf in meinem Leben.

Das ich meine Welt nicht nur auf Papier bauen kann.

Dass da Platz ist für eine Avocado, eine ziemlich große sogar, die ich Prinzessin nenne, wegen der schwierigen Bedingungen.

Und da ist Platz für ne Nähmaschine, eine Staffel und Unmengen an Farben.

Ich habe gerade fast zwanghaft das Gefühl, dass alles schön sein muss, dass dieser Text ein Happy End braucht, weil mir geht es ja gut.

Und das stimmt zwar, ist aber nur ein Teil der Wahrheit.

Gut ist nur eines der Gefühle, ein unbestimmtes noch dazu.

Ich bin auch müde, also richtig krass müde.

Ich schlafe seit Wochen höchstens 6 Stunden pro Nacht, was viel zu wenig ist für all das Leben, das tagsüber passiert.

Und traurig, ich weiß gar nicht so genau, woher diese Traurigkeit kommt, dieser Kummer.

Ich habe Angst, dass all das so bleibt, dass ich nie wirklich lerne, erwachsen zu sein.

Und was heißt das eigentlich? Erwachsen sein...

Als ob das jemals jemand wirklich ist.

In unserer WG haben wir rosa Teller, mit Mäusen drauf, deren Stupsnasen sich zum Stupsnasenkuss leicht berühren und Dinozahnpfutzbecher, für echte Dinofans, wie E-bay sagte.

Wie kindisch ist das und wie krass erwachsen.

Ich meine Zahnputzbecher...

Ich habe einen Handwerkerinnentermin ausgemacht, dem Menschen die kaputte Balkontür gezeigt und mich artig bedankt als die Tür wieder heile war. Kaffee konnte ich nicht anbieten, weil ich nicht weiß wie man die Kaffeemaschine bedient.

Noch etwas, das ich lernen muss.

Dafür weiß ich jetzt, wie man die richtigen Staubsaugerbeutel wählt und dass man rote Wäsche problemlos mit schwarz waschen kann.

Ich weiß, wann der letzte Zug fährt und wie ich nach Hause komme, wenn ich ihn verpasse.

Ich weiß, dass ich jetzt zwei Mal zu Hause habe und dass das auch irgendwie okay ist.

Und vielleicht geht es gar nicht um das Abschied nehmen, sondern um einen neuen Anfang.

Bildet Banden

Amari Gesche

Ich hab gedacht du wärst nett
leider hab ich zu spät gecheckt
dir mangelt's an Respekt
denn erst schenkst du mir ein Bier
und dann willst du dafür Sex
Hä?

Bruder halt die Schnauze man
sprich mich so nicht an
Hände weg, nicht anfassen
hab ich gesagt, du sollst mich hier so eklig anmachen?

Was ist da wohl drin in deinem Kopf
klingt sehr hohl, wenn ich anklopf
ey ich schwinge meinen Arsch, wann und wo ich will
und das heißt nicht, dass ich deine Grapscher auf meim Körper will

Nein ich möchte deine Nummer nicht
und du kannst nicht zu mir nach Haus
dir zu gefallen ist nicht meine Pflicht
also gib acht auf meine Faust

Oh, take chill pill
can't you take a joke
you're mentally ill bitch
great, now leave me alone

warum reicht nicht ein Nein
warum muss ich mich erklären
muss ich dich erst anschreien
um dich abzuwehren?

Hé miss t'es vraiment jolie
si tu veux on peut baiser
aller chez moi, ma maison, faire l'amour sur mon lit
Non! Casse-toi j'ai te dit
ferme ta gueule, allez vas-y
t'es dégueulasse et impolis
Chuis désolé pour ta femme, pour tes soeur, pour ta mère et pour ta fille
en fait je fais de la peine à tout ta famille

das hier ist kein Angriff, das ist Medizin
das ist für sie, für dey, für siem und für ihn
das ist kein man bashing das ist Selbstermächtigung
ach so du bist kein Feminist? Na ja dann bist du wohl dumm
kein Hass, ein Aufruf: bildet Banden!
im Schutz der Community fühlen wir uns verstanden
In der Kraft der Community kommt dein Hass abhanden

denn mir tun all die Mädchen leid
die du belästigst mit deinem Scheiß
die kein Nein über ihre Lippen bringen
weil sie meinen, dass sie dir irgendetwas schuldig sind

ich bin jung und ich bin müde
lunger rum und ich fühle
Frustration
was ist bloß los mit dieser Welt
fragile Egos, so entstellt
es geht um Macht, es geht um Geld
und für manche ist Elon oder Mark ein Held

auf den ganzen Scheiß hab ich kein Bock mehr
meine Batterie ist schon wieder leer
ich muss nach Hause zu der fam
abends cornern mit der gang

die Bluetooth Box auf Max
wir diskutieren wieder Marx

wir streifen durch die hood
taggen 161

14482 das was meins ist, ist auch deins
und kommt ein blöder Blick und ein dummer Kommentar
kriegt dein Kopf ein Höcker, wie ein Dromedar

Denn meine Jungs und meine Mädels, meine Nbs, meine Queers,
Sie sind heilig, sind mein Hafen, sie sind meine peers

wenn wir lieben, dann mit Leidenschaft
doch unsere Fäuste bleiben hart
kein Bock mehr auf Gefangenschaft
Krieg dem Patriarchat

Evrithiän

Nóra Kondor

"In dieser Welt gibt es nur eine Art zu denken. Früher hatte jeder eine für sich. Jeder sah die Welt anders. Es gab Religionen. Das waren Gruppen von Menschen, die einem Glauben ihrer Wahl folgten. Heute gibt es nur Macht. Evrithiän. Die Überreste einer einst eigenständiger Zivilisation. Eine Welt, mit hunderten von Ländern, Sprachen, und Glauben. Die Menschen konnten leben wo sie wollen, tun was sie wollten, denken und lernen, wie sie es wollten. Heute gibt es nur Evrithiän. Evrithiän hat die Macht. Bestimmt was wir tun, wann wir es tun, wie wir es tun oder was wir denken wenn wir es tun. Evrithiän. Die neue Welt. Sie war ein Funken Hoffnung in der dunklen verseucht Welt die sie einst Erde nannten. Die Menschen kamen her, weil sie dachten es würde hier besser werden. Die die klug waren, durchschauten die Welt. Sie fürchteten keine Krankheiten, Hunger oder Verbrechen. Sie fürchteten die Macht. Evrithiän war nicht perfekt. Sie waren nicht frei. Aber als sie es merkten, war es schon zu spät für sie. Es gab kein zurück mehr. Niemand entflieht Evrithiän. Und es gibt auch keinen Ort, wohin man fliehen könnte. Die Erde war tot. Und alles, was es je auf ihr gab. Verstehst du denn nicht Zeyna? Diese Welt ist schlecht. Sie kontrolliert dich. Früher war es besser. Nicht nur Gedankenfreiheit gab es, sondern auch Natur. Es gab Bäume, Pflanzen und Tiere. Zeyna, hörst du mir zu?"

Geistesabwesend nickte Zeyna Grawn, ein 17-jähriger Teenager mit braunem, lockigem Haar und eisblauen Augen. Ihre Großmutter versuchte sie mal wieder darauf hinzuweisen, dass Evrithiän nicht das Paradies war, für das es alle hielten. Für Zeyna war das ganz natürlich und nicht im Geringsten frustrierend. Evrithiän war eine riesige Metallkugel, die im All schwebte und in der auf schwebenden Platten, genannt Xylips die Hochhäuser errichtet waren. Kein einziger Baum wuchs in dieser Welt, nicht mal ein Grashalm. Die Luft wurde von riesigen Filteranlagen an dem Boden gereinigt und eine Sonne gab es nicht. Wasser, Fleisch, Obst und Gemüse wurden künstlich gezüchtet. Es gab keine Tiere auf dieser Welt.

Um 9:15 verließ Zeyna die Wohnung und wartete vor der Haustür auf den Zug. Der Oma fiel es immer noch schwer, dieses überall herum schwebende Ungetüm als Zug zu betrachten. Zeyna stieg in den weißen Zug und setzte sich in einen der Lymbra Sessel. Ihrer Meinung nach war es eine der besten Erfindungen überhaupt. Moderne blaue Sessel, die einfach alles konnten. Heizen, Kühlen, Massieren, sich einem anpassen. Drei Haltestellen später stieg auch

ihre Cousine Sophia ein. Das ist das Gute, wenn alle auf eine Schule gingen. Doch sogar das kritisierte ihre Großmutter. Man könne nicht frei wählen, was man lernen will, sie würden sich einer Gehirnwäsche unterziehen.

Sie liefen auf das moderne Gebäude zu. Blau- weiß, Flachdach und riesige Fenster. In den Fluren waren Kameras aufgestellt, denen Zeyna fröhlich zuwinkte. Natürlich hatte ihre Oma auch mit diesen ein Problem. Sie betrat den Klassenraum und setzte sich auf ihren Platz. Die Lehrerin begann die Stunde so wie jeden Tag. Sie erzählte die Geschichte von Evrithiän.

1

Die erste Unterrichtsstunde ging zu Ende. Zeyna lief auf den Pausenhof. Eine große Gruppe Schüler hatte sich um etwas versammelt. Interessiert lief sie zu ihnen und drängte sich durch die Menge. In der Mitte stand Johann, der beste Freund ihrer Cousine . „Ich schwör’s euch, es war schneeweiß, mit roten Augen, Krallen und Zähnen. Und dieses Gesicht. Fragt nicht nach dem Gesicht. War das hässlich.“ Die Beschreibung kam ihr bekannt vor. So ähnlich hatte ihre Großmutter auch die Mensch - Bestien- Mutationen beschrieben, welche durch die radioaktiven Strahlen auf der Erde entstanden waren. Aber nein, das war lächerlich. Die Regierung sagte, es gebe auf Evrithiän keine. Als die nächste Stunde begann, beachtete kaum einer die Lehrerin. Alle waren mit Johann beschäftigt . Gestern war er noch der Streber, mit seiner geklebten Brille, dem karierten Hemd und den Hosenträgern. Jetzt war er auf einmal bei der halben Klasse voll cool und die andere Hälfte hielt ihn für verrückt. Zeyna wusste nicht, was sie von all dem halten soll . Die Lehrerin sagt, es gäbe diese Wesen auf Evrithiän nicht. Dann würde das doch stimmen, oder? Die Stunde war fast zu Ende, als Zeyna Sirenen hörte. 15 bewaffnete Polizisten stürmten in den Raum und verhafteten Johann. Was? Zeyna begriff nicht, was da gerade geschah. Unruhe brach aus und die Schüler riefen wild durcheinander. Manche zerrten an den Polizisten und versuchten, Johann zu helfen, während andere die Lehrerin mit Fragen bombardierten. Zeyna stand einfach nur verwirrt da. Sie begriff nicht, was da geschah. Die Lehrerin versuchte verzweifelt, die aufgewühlten Schüler zu beruhigen. Das Letzte, was Zeyna von Johann sah, war, wie er bewusstlos geschlagen und durch die Schulflure geschleift wurde. Die Klasse schrie noch wilder. Warum hatten sie ihn bewusstlos geschlagen? Was war da los? Warum hatte man ihn verhaftet? Hatte er vielleicht die Wahrheit gesagt? Versuchte der Staat jetzt, die Augenzeugen zu eliminieren? Nein, man hatte ihn bestimmt verhaftet, weil er Lügen verbreitet hat. „Wahrscheinlich wird er nicht mal

eine Strafe kriegen”, dachte sie, um sich zu beruhigen. Sie wurde einfach nicht den Gedanken los, dass sie mehr hätte tun sollen.

Tagebuch einer Verlorenen

Alexandra Juncker

30. MAI 2540

Wie fühlt es sich an, zu sterben? Zuvor eine Frage, die ich mir nie gestellt hatte, die doch nun so unglaublich greifbar wurde und selbstverständlich.

Ich hasse Montage, doch diesen Montag hasste ich besonders und abgrundtief aus den dunkelsten und verhärteten Ecken meines sonst relativ unschuldigen Herzens. Mein Herz war gesund und mein Leben doch so wundervoll. Warum hasste ich diesen Montag also? Nicht aus banale Gründen, wie den Anstrengungen der Woche, Mitmenschen, die meinen Alltag hätten vermiesen können, einem schlechten Traum oder sonst irgendetwas. Nein. Meine Uroma würde heute sterben im Alter von 111 Jahren.

Ich weiß nicht, wer diesen Text in der Zukunft lesen wird und ob die Dinge dort anders vonstattengehen. Aus diesem Grund werde ich so gut es geht versuchen, meine womöglich nachvollziehbaren Mieseren nachvollziehbar zu machen.

Jeder Mensch wird 111 Jahre. Keiner soll länger oder kürzer auf dieser Erde verweilen. Einige Zeit nach dem großen Sterben oder auch früher "Klimawandel" genannt wurde diese Regel eingeführt, da man einen Ausgleich für die Ungerechtigkeit unterschiedlicher Lebensspannen von uns Menschen schaffen wollte. Schließlich hatten 3 Milliarden Menschen in der größten Krise, die die Menschheit je gesehen hat, ihr Leben verloren. Dabei war es beim Sterben egal gewesen, ob man mit diesem Leben so eben erst begonnen hatte, 10 Jahre alt war oder fast 90. Jeder hat die gleiche Chance, seine Lebenszeit voll zu nutzen. Krankheiten sind schließlich alle schnell heilbar und auch mit 100 kann man noch genauso viel unternehmen, wie mit 50.

Chancengleichheit hin oder her. Mein Herz war schwer. Es tat mir weh, wenn mich Gedanken überfielen an das, was an diesem Tag bevorstand. Trotz alldem sollte es auch ein festliches Ereignis werden.

Meine Uroma, welche den Namen Aronia trug, lud uns, das sind ich, die gesamte Familie und ihre engen Freunde, zu sich nach Hause ein. Es war ihre Abschiedsfeier. Das war ganz

normal, ich war schon auf so einigen anderen Abschiedsfeiern von Familienfreunden oder entfernten Verwandten gewesen. Doch diesmal war es anders. Diesmal war es anders, weil meine Uroma verabschiedet werden sollte. Dieser höllisch strenge Schutzengel, der meine Uroma im Laufe meines bisherigen Lebens für mich war, würde an diesem Tag verschwinden. Der Gedanke, nie wieder ihren Geschichten lauschen zu können unter dem weiten Sternenzelt, Ausflüge in Großstädte und den zahlreichen Naturreservate mit ihr zu unternehmen, bei denen sie es immer schaffte, meine anfängliche Langeweile in Begeisterung zu verwandeln oder einfach nicht mehr mit ihr im Garten sitzen zu können, bei einer warmen Tasse Tee, trieb mir Tränen in die Augen.

Als sie dann in ihrem Bett umgeben von duftenden Blumen mit dem giftigen Wirkstoff in den Adern lag, sah sie sehr friedvoll und zufrieden aus. Insgesamt sagte ich neun Mal, dass ich sie liebte in meinem letzten Gespräch mit ihr. Doch als ich ansetze, es ein zehntes Mal zu schluchzen, war sie schon entschlafen. Mit einem sanften Lächeln auf ihren Lippen.

Sie wurde anschließend beerdigt – so wie jeder Mensch in meinem Land. Alles, was von ihrer leiblichen Hülle übrigblieb, war fruchtbare Erde, welche wir Monate später in unserem Garten zur Pflanzung eines Orangenbaums nutzten. Sie liebte Orangen...

4. Juni 2540

Ich verachtete Therapeuten. Sie sitzen in ihren großen samtigen Sesseln und maßen sich an, mir helfen zu können. In dieser Welt versucht mir jeder zu helfen und erwartet, dass man letztendlich zufrieden ist, doch verstehen tut mich kein einziger meiner Mitmenschen wirklich. Wir sind als Bürger verpflichtet, alle zwei Wochen mindestens 45 Minuten zum Psychotherapeuten zu gehen. "Damit nicht nur unsere körperliche, sondern auch unsere mentale Gesundheit gesichert ist", sagten immer meine Eltern. Sie behaupteten, die beiden würden zusammenhängen. Ich glaubte damals eher, dass alle Leute um mich herum in Form einer Gute-Laune-Diktatur oder einem Glückskult zusammenhängen. Dennoch, vielleicht hatten sie recht. Allerdings wollte ich nicht zugeben, dass ich über meine Gefühle reden musste, um mit ihnen klarzukommen.

In diese Woche sollte ich schon früher hingehen. Meine Uroma war der Grund. Meine Therapeutin war schon ganz nett. Ophelia hieß sie, ein recht altmodischer Name.

Acht Bilder lagen vor mir auf dem Tisch ausgebreitet. Ich sollte sagen, mit welchen ich mich am meisten identifizierte. Diese Bilder waren jedoch alle nichtssagend und unpassend zu dem wilden Sturm, der in meinem Inneren herrschte. Darunter war der Blick auf eine Blumenwiese, eine Wolke, die sich eines Regenschauers entledigte, ein Hase, das Meer, ein Solarpanel, ein Computer, so einer, wie dieser, auf dem ich diese Datenbank speichere. Ich wollte die Bilder zerreißen und den Tisch umschmeißen. Ich wollte diese zu freundlich schauende Frau anschreien, die mir bis jetzt nur geholfen hatte. Nur um dann das Zimmer mit einem lauten, abschließenden Türknallen zu verlassen.

Ich tat tatsächlich nichts von diesen Dingen und nahm brav und beherrscht das Bild der regnenden Wolke an mich. Es war das Bild, welches, wenn auch noch weit entfernt von der Wahrheit, am nächsten an den Zustand meiner Seele herankam. Ophelia nickte und während ich begann über meinen Schmerz und meine Frustration zu berichten, wobei meine Stimme abwechselnd sehr laut und wieder sehr leise wurde, nahm ihr Gesicht einen unerträglichen Zug des aus reinster Empathie entsprungenen Mitleids an.

Mir grauste vor diesem Anblick. Ich wollte kein Mitleid. Nicht von einem Menschen, der so stark in dieses seltsame System des Staates eingebunden war, wie sie.

Ich ließ also unkontrolliert immer mehr Wut in meine Rede fließen, die sich dort zu einer dunklen und undurchsichtigen Brühe aus Hass gegenüber des Systems vermengte. Als ich anfang panisch darüber zu lamentieren, dass der Staat mir meine Uroma genommen hatte und ich somit unmöglich wieder zufrieden sein könnte, verhärtete sich der Gesichtsausdruck von Ophelia. Er war etwas verkrampft, bemüht darin eine besänftigende Fassade aufrechtzuerhalten. Es passte ihr offensichtlich nicht, dass ich die Selbstverständlichkeit des angeleiteten Todes hinterfragte.

Ophelia gab mir dann schnell ein Taschentuch und sagte, dass sie meine Trauer verstand.

"Ich hatte schon mal einen Patienten, der zweifelte. Er war die unglücklichste Person, der ich jemals begegnet bin. Ich konnte ihm leider nicht helfen, da er sich weigerte, meinen Rat anzunehmen. 111 Jahre, das ist eine sehr lange Zeit. Warum willst du denn länger leben? Was würdest du überhaupt mehr tun, nach dieser Zeit? Du würdest genau das Gleiche tun, wie jetzt. Sie würde dir keinen Mehrwert bringen. Hätte der Tag plötzlich 25 Stunden würden wir auch nicht produktiver sein, denn man ändert sein Grundverhalten nicht. Man kann immer

mehr wollen und immer mehr tun. Der Gedanke sich nicht zufriedenzugeben mit 111 Jahren zeugt von einem ungesunden Weltbild. Der Schlüssel das Glück ist Dankbarkeit. Mit deiner schädlichen Gier wirst du dieses Schloss niemals öffnen. Du bist der Fehler in deinem Rätsel um Zufriedenheit. Sehe dich um, deine Urgroßmutter war zufrieden mit ihrem Tod. Sie hat ihn akzeptiert und ihn glücklich empfangen. Ihre Freunde haben ihn akzeptiert, deine Eltern haben ihn akzeptiert, du solltest ihn also auch akzeptieren.

Das System ist perfekt, es ist unfair, dass jemand durch seine Genetik oder auch puren Zufall mehr Zeit bekommt als ein anderer. Wie fändest du es beispielsweise, wenn du und dein Nachbar sich auf das gleiche Maß verschulden, aber dein Nachbar durch seine längere Lebenszeit noch viele Jahre ohne Schulden leben kann, während du direkt nach dem Abbezahlen der Schulden stirbst und nicht die gleiche Freiheit erleben konntest.

Deine Uroma hätte ohne den Staat, der sie tötete, auch nicht leben können. Es ist ein Geben und Nehmen. Ohne das kostenlose Gesundheitssystem, das dir deine so teure Familie am Leben hält, würden Krankheiten und verstärkte Alterung ihre Körper herunterbrechen, bis sie schwach und gebrechlich sind, bis sie nicht mehr können und ihr Leid unermesslich wäre. Sei also gefälligst dankbar dafür, was der Staat tut, und dass er deiner Uroma dieses Schicksal erspart hat. Entspanne dich mal. Deine Uroma hatte einen guten Tod. Einen Tod, den man nicht verhindern sollte. Wir haben schließlich nicht die Ressourcen, um eine wachsende Masse an Unsterblichen zu versorgen. Sieh ein, dass ihr Tod nötig war."

Ich war nicht im Geringsten davon überrascht, dass meine Therapeutin meine Zweifel nicht recht verstand. Sie mochte dieses System, genauso, wie anscheinend jeder um mich herum. Auf mich wirkte das alles erzwungen und nicht wie das wahre Glück des Menschen. Es hatte allerdings keinen Sinn, mit Ophelia darüber zu sprechen und so verschwieg ich meine Kritik für den Rest der Sitzung. Ich redete stattdessen über den lustigen Anblick meiner hochschwangeren Katze.

Stargazing

Alexandra Juncker

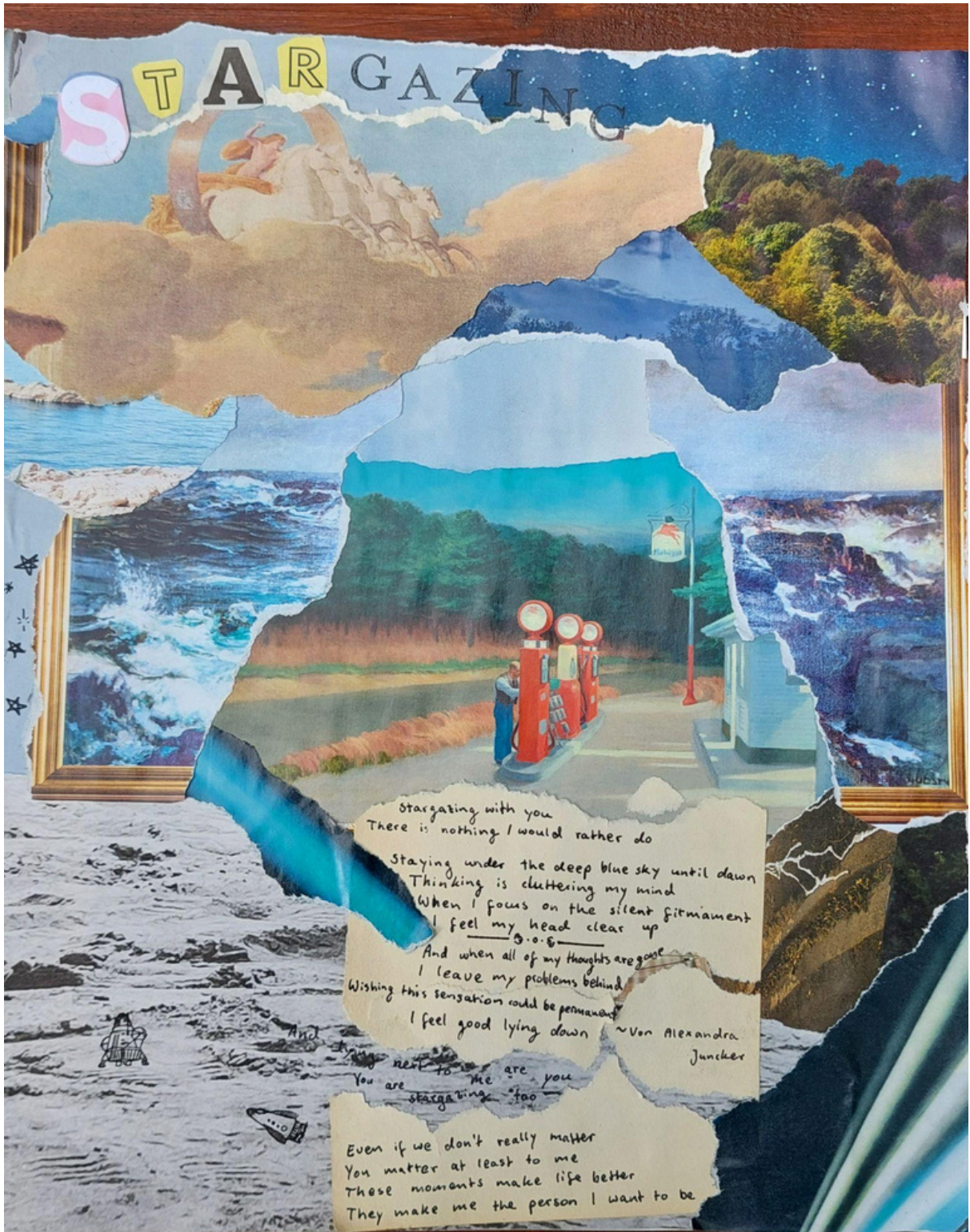
Stargazing with you
There is nothing I would rather do

Staying under the deep blue sky until dawn
Thinking is cluttering my mind
When I focus on the silent firmament
I feel my head clear up

And when all of my thoughts are gone
I leave my problems behind
Wishing this sensation could be permanent
I feel good lying down

And lying next to me are you
You are stargazing too

Even if we don't really matter
You matter at least to me
These moments make life better
They make me the person I want to be



Alexandra Juncker

Traumwelt oder Realität?

Alina Knüpfer

Ich habe zwei Möglichkeiten. Entweder ich schliesse meine Augen und Träume, denn in meinen Träumen kann ich meine eigene Welt erschaffen. Eine Welt, wo nur Frieden ist, kein Hass, keine Feindschaft, kein Tod. Oder ich öffne meine Augen und schaue in die brutale Realität – in die Welt, wo Angst und Schrecken herrschen, wo man nie weiß ob man wirklich sicher ist.

Da ist doch eigentlich klar, dass ich mich in meine Traumwelt verkrieche und meine Augen nie mehr öffnen möchte. Eine Traumwelt scheint doch nur so Vorteilen zu haben, oder? Nein eigentlich nicht, denn wenn ich meine Augen für immer schliesse, dann werde ich auch nicht mehr die Personen sehen, die ich liebe. Klar, ich kann sie in meine Traumwelt mit dazu denken, aber es wäre nicht dasselbe, wie wenn ich sie in echt sehe.

Was mache ich also? Lasse ich die zurück, die ich liebe oder wäre das zu egoistisch? Bestimmt. Also soll ich aufhören zu träumen und in der Realität bleiben, nur um nicht selbstsüchtig zu sein? Wäre das fair? Eigentlich auch nicht.

Es ist gar nicht so einfach, sich zu entscheiden.

Ich liebe es frei zu sein, aber so richtig frei bin ich nur in meiner Traumwelt. Dort gibt es kein Gesetz, dort gibt es keine Vorschriften, aber dort gibt es auch keine Menschen, die ich gerne um mich habe. Ich bin hin und her gerissen, schliesse ich jetzt meine Augen und öffne sie erst wieder, wenn mich jemand weckt, oder lasse ich sie offen und muss mit der Realität klar kommen? Ich würde gerne meine Augen schließen, aber was ist, wenn ich sie geschlossen habe und dann etwas Wichtiges verpasse? Was ist, wenn ich gebraucht werde, aber nicht kommen kann, da ich zu tief in meine Traumwelt eingetaucht bin? Die Traumwelt ist ein Fluch und Segen zugleich, genau so wie die Realität.

Eigentlich sind beide Welten schön. Die Traumwelt, weil ich sie mir selber erschaffen kann und die Realität, weil ich dort die Leute um mich habe, die ich liebe.

Ich muss also einen Kompromiss finden! Was ist, wenn ich in meine Traumwelt immer dann fliehe, wenn die Erde dunkel ist und man sowieso nichts machen kann und ich, wenn sie wieder hell ist, in die Realität zurückkehre? Jetzt grade ist es dunkel, also kann ich in meine Traumwelt, auch wenn es nur für einen Augenblick ist. Ein Augenblick, in dem ich frei bin und wirklich ich sein kann.

Ich gehe auf mein Bett zu, lege mich hin und lasse meinen Kopf langsam in die Kissen gleiten. Endlich schließe ich meine Augen, nur für einen kurzen Moment, um der Realität zu entfliehen.

Ich fühle mich geschlecht

Lilli Biller

Die Jungen stehen mit ihren nackten Oberkörpern vor dem wilden Meer. Es ist ein uraltes, es ist ein himmlisches Bild: die Erstgeborenen, die Erstgeschaffenen, die Helden, die Protagonisten, die Halbgötter stehen vor ihrer nächsten Herausforderung. Sie werfen sich in die Wellen und dabei zeichnen sich wohlgeformte Rippen unter ihrer straffen Haut ab. Das Meer heißt sie willkommen, sie werden Teil der Fluten, sind selbstverständlich Teil dieser Welt.

20 Meter vom Meer entfernt, dort, wo die Wellen auch bei Flut nicht hinkriechen, liegen die Mädchen auf ihren bunten Handtüchern am Strand. Sie diskutieren, ob sie ihre Bikinis ausziehen können, um sich zu bräunen. Aber die Jungen könnten gucken, gibt die eine zu bedenken. Wenn du es nicht machst, mache ich es auch nicht, sagt die andere. Sie lassen es bleiben. Ihre Körper fühlen sich schwer an, er zieht sie zu Boden, dort liegen sie platt und die Sonne brennt lustlos auf sie hinab. Die Mädchen schauen zu den Jungen, die nie zurückschauen. Die Mädchen sagen: Wie süß. Die benehmen sich ja wie Kinder, die Jungen. Seit meiner Geburt komme ich nicht über die Enttäuschung hinweg, nicht als Junge geboren zu sein.

Es war dieser Moment, in dem ich mein Geschlecht zum ersten Mal spürte:

Als ich am Berufsorientierungstag in der sechsten Klasse erstmals meine Periode hatte. Die anderen bekamen einen Zettel auf dem stand: werde Arzt, Anwalt, Erzieherin, Gärtnerin. Ich bekam rote Flecken in der Unterhose, die sagten: du bist eine Frau.

Es sind diese Momente, in denen ich mein Geschlecht am meisten spüre:

Wenn wir zu Tristan in den Garten fahren und über den Zaun klettern müssen, weil er seinen Schlüssel vergessen hat. Wenn ich dann zögere, immer zögere und als letzte klettere. In diesem Zögern spüre ich mein Frau-Sein, da denke ich immer, ich kann das nicht, dafür ist mein Körper nicht gemacht. All das Fett in Brust und Beinen, das für ein Baby da ist, das ich nicht gebären werde, zieht mich zu Boden und die dünnen Arme, die ich habe, können mich keinen Zaun hochziehen. Mein Körper ist eine Fehlkonstruktion, gegen mich gebaut, die womöglich Leben erschaffen kann, aber lebensunfähig für mich ist. Jetzt komm!, ruft einer und erst diese fremde Stimme kann mich aus meiner Trance reißen. Natürlich schaffe ich es, über den Zaun zu klettern.

Es sind diese Momente, in denen ich mein Geschlecht am meisten spüre:

wenn ich zu lange schweige. Wenn ich mit den Jungen bin und ihre Witze nicht kenne, sie nicht verstehe und deshalb so tue, als würde ich über ihren Witzen stehen, sie lächerlich finden. Die Jungen sagen: Mann, warum bist du so erwachsen? Ich zucke gleichgültig mit meinen Schultern, aber eigentlich würde ich gerne mal wieder einen schlechten Witz hören, eigentlich würde ich gerne mal wieder lachen, so richtig lachen, HAHAHAHA, mit Schmerzen im Bauch, mit Krümmen auf dem Boden und mit Tränen in den Augen.

Es sind diese Momente, in denen ich mein Geschlecht am meisten spüre:

Wenn ich in meinem Notizbuch schreibe – eine Tätigkeit, die einst nur mir gehörte – und feststelle, dass ich ausschließlich über sie schreibe, über die Jungen, immer. In meiner Art, lieber zu protokollieren, als mitzusprechen, spüre ich mein Frau-Sein. In meiner Bereitschaft dafür, die Geschichtsbücher zu schreiben, in denen ich nicht vorkomme.

Es sind diese Momente, in denen ich mein Geschlecht am meisten spüre:

In Momenten des Wartens. Warten, bis er anruft, warten, bis der Nagellack getrocknet ist, warten, bis die Jungen zuhören, warten, bis der Mann nachhause kommt, warten, bis die Wäsche fertig ist, warten, bis neun Monate um sind, warten, bis die Kinder aus dem Haus sind, warten – und dann ist plötzlich keine Zeit mehr. Ich denke, ich sollte die Welt nicht wartenlassen, solltemichnichtansWartenverkaufenlassen, michnichtdamitbegnügen lassen, sollte wirklich mal was machen, jetzt! – aber da kommt endlich der Seitenblick von dem Jungen, auf den ich wochenlang gewartet habe und über den ich jetzt erstmal wochenlang fantasieren kann.

Ein Moment, in dem ich mein Geschlecht vergessen habe:

Als ich mit ihm allein war, ihm ganz nah war, als er mir zugehört hat, während ich gesprochen habe, als unsere Körper Haut an Haut da lagen, da hat sein Körper genauso gut mein Körper sein können und alles, was er kann, konnte ich auch. Da fühlte ich mich dem Mensch-Sein, das eigentlich den Jungen vorbehalten ist, so nah. Da fühlte ich mich versöhnlich mit meinem Schmerz.

Mit 15 habe ich ein paar Probleme. Ich schrieb in mein Notizbuch: Wenn das mit 17 immer noch so ist, muss ich was dagegen tun. Ich wartete zwei Jahre. Mit 17 denke ich, mein Problem ist nicht, dass mein Name ein Mädchenname ist, sondern, dass er mir ungefragt auferlegt wurde, mein Problem ist nicht, dass ich Brüste habe, sondern wie Leute Brüste anschauen, nicht, dass ich eine hohe Stimme habe, sondern, dass hohen Stimmen nicht zugehört wird.

Am Strand blicke ich zu den anderen Mädchen, die sich scheinbar freiwillig lieber aufs Handtuch gelegt haben, als in die Wellen zu springen. Ich glaube uns nicht. Ich glaube uns

nicht, dass das hier unsere Vorstellung von Leben ist: das Zögern, das Erwachsensein, das Protokollieren, das Warten. Ich liege also da, werde von der Sonne in mein Handtuch gebrannt und frage mich, wann die Auflösung kommt, der Plot Twist, der Jumpscare. Ihr habt gedacht, das Rumliegen reicht uns? Tja, falsch gedacht, wir rennen jetzt auch in die Fluten, schauen, ob sie uns auch willkommen heißen, ob wir auch Teil dieser Welt sind. Ich schaue zu meinen Freundinnen und sehe, dass sie alle sehr überzeugend spielen, lebendig zu sein. Fast hätten sie auch mich getäuscht, fast hätten sie sich alle gegenseitig getäuscht. Der Wind hat die Jungen weg von unserer Bucht getrieben. Wir sind jetzt ganz allein. Jetzt müssen wir nicht mehr so tun, als ob uns das hier zum Leben reicht. Gleich wird eine aufspringen, denke ich. Ich warte. Flora fragt: Kannst du mich eincremen? Ich nicke. Mir ist so heiß, sagt Vicky. Zieh doch deine Hose aus, meint Jasmin. Ne, ich hab' mich nicht rasiert, sagt Vicky und Jasmin nickt verständnisvoll. Der Sand weht über den bis auf uns menschenleeren Strand. Wir liegen und warten.

Ein Junge wird zurück in die Bucht gespült. Sein schöner Körper hat sich mit Wasser vollgesogen und die Lungenflügel, die mit Wasser volllaufen, dehnen sich aus, bis seine Rippen brechen. Auf den Kronen der Wellen wird er an den Strand getragen. Als die Mädchen aufspringen und zum Wasser eilen, als Vicky am schnellsten rennt und ihre lange Hose sich mit Meerwasser vollsaugt, als wir alle den Jungenkörper anfassen und ihn aus dem Wasser ziehen, da wissen wir: Uns wäre das nicht passiert. Auf uns warten andere Gefahren, im Dunkeln auf dem Nachhauseweg, das schon. Aber ertrunken wären wir nicht. Seit wir denken können, ist das so: Die Jungen gehen Klippenspringen und wir bleiben am Strand liegen. Es ist kein Zufall, wer zum Einsetzen der Strömung im Wasser ist. Es sind immer nur die Jungen so lange im Wasser. Als Flora den Krankenwagen ruft und Kim ihr dabei die Hand hält, als Jasmin dem Jungen bei der Herzdruckmassage noch eine Rippe bricht und Vicky ihr dabei nicht von der Seite weicht, da wissen wir: so lebendig sterben nur die Jungen, so zufällig, so mitten im Leben. Bei uns bahnt sich der Tod schon lange an, bei uns dreht sich alles um Vergänglichkeit und Sterblichkeit. Ein paar Mädchen weinen, anderen starren, aber wir sitzen dicht zusammen, als die Sanitäter*innen kommen. Ich traure nicht so sehr um den Jungen, den wir kaum kannten, weil er immer in den Wellen war und wir im Sand, ich traure mehr um die Jungen, die wir hätten sein können. Der Junge konnte sterben, wie wir nicht mal lebten.

sommergrippe

Greta Hillert

die wellen schwappen an den rand
an den wundersamen strand
menschen kugeln in der sonne
grunzen friedlich voller wonne
kinder toben durch die wellen
bademeister warnend bellen

ausgekratzte pappeisbecher
strahlend rot wie ziegeldächer
in jeder zweiten hand zu finden
sie werden wohl nie wieder schwinden
zwanzig sorten hinter glas
daraus zu wählen ist kein spaß

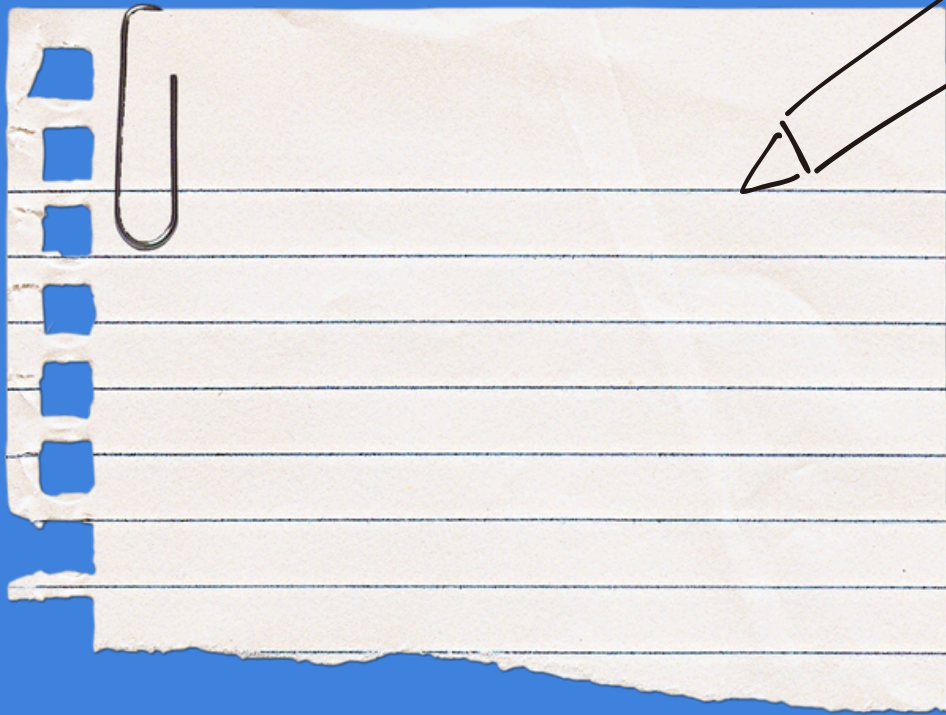
doch alle sind hier nur am lachen
machen total tolle sachen
sommer ist die zeit zum leben
wo die herzen freudig beben
schlafen muss man eigentlich kaum
denn sommer ist ein fiebertraum

nein das war die falsche richtung
eine wahrlich dumme dichtung

tief betrübt schleichst du herum
der hals der schmerzt der mund ist
stumm dein kopf so voll und drückt so
sehr
da hilft nicht mal der duft von meer
alle durch den sommer sausen
du musst genesen ohne pausen

von blauen wänden eingesperrt
alleinsein hat dich ausgezehrt
die hitze presst sich durch die ritzen
selbst hier drinnen musst du schwitzen
wie sommerduft das taschentuch
hier drin zu hocken ist ein fluch

fiebernass
und reichlich blass
liegst du unter dicken decken
um dich notfalls zu verstecken
denn sie werden immer dreister
die bösen alten krankheitsgeister



Kinderzimmer

Mina Yun

Ich stehe in der Tür und blicke auf meine rosa-blaue Decke, die meine Mutter wie einen Teppich auf dem Boden ausgebreitet hat. Ich sehe mich um. Rechts an der Wand steht mein Hochbett und darunter der Korb mit Schokolade, über den ich mich damals an Ostern oder Nikolaus so gefreut hab. Ich atme ein. Ich rieche den Geruch von Schokolade, Regen und Kälte.

Es ist nass und dunkel. Blaues Licht kommt durch das Fenster am Ende des Zimmers und scheint auf den hölzernen Boden. Ich fühle mich sicher und geborgen, aber ich kann nicht mehr stehen. Ich liege auf der blau-rosa Decke und male mit meinen Armen Schneeengel. Schneeengel, die nur für mich sichtbar sind. Ich male sie in den Schnee, der meine Erinnerung bedeckt. Ich spüre den Stoff an meinen von Gänsehaut überzogenen Armen und ich spüre den Schnee, welcher mir ins Gesicht und auf den Körper fällt. Er fällt durch mich hindurch, um mich herum und ist auf einmal überall. Der Schnee schließt mich ein und nimmt mich mit. Reißt mich weg von meinem Zimmer, von der Schokolade und dem geborgenen Gefühl. Jetzt spüre ich nur noch die Kälte und den Schnee und die Gänsehaut, die meine Arme und Beine bedeckt, welche kläglich herumzappeln und versuchen den Weg zu meinem Zimmer, zu der weichen Decke und dem blauen Licht wiederzufinden. Ich spüre, wie der Schnee in meinen Kopf dringt und alles wegnimmt, was mir wichtig ist.

Ich versuche noch einmal, mich umzudrehen, zurückzugehen, den Schnee aus meinem Gesicht zu wischen und zur Seite zu schieben.

Ich erinnere mich an meine Mutter. An ihre warmen Umarmungen und an ihre weinrote Daunenjacke mit den kleinen Blumen drauf und wie wir auf dem Küchenboden sitzen, mir der Geruch von Wackelpudding und ihrem Shampoo in die Nase steigt, als sie mir "Hab dich lieb" ins Ohr flüstert. Ich lächele. Ich schaue in ihr Gesicht und es verschwindet vor meinen Augen. "Mama?", flüstere ich.

Es ist zu spät. Alles ist zu spät. Ich bewege mich nicht mehr. Es ist nicht mehr kalt, nicht warm. Nur noch weiß, alles ist weiß und leer. Ich habe aufgegeben.

Ich sinke in die weiße Leere. Es ist nicht schwer. Es ist nicht weich und auch nicht hart. Es ist einfach nur da, bereit mich aufzufangen, wenn ich falle, aber auch bereit, mich wieder herunterzuziehen, wenn ich aufstehen will. Ich bin gefallen. Ich will mich verlieren. Ich will

mich in der Kälte, im Schnee, geborgen fühlen. Ich will nicht mehr aufstehen. Ich will einfach nur meine Augen schließen und loslassen.

Im Zauberwald

Greta Hinz

In einem Wald aus Träumen tief
wo sich so mancher schon verlieb
Und Bäume ihre Kronen neigen
Da tanzen Elfen ihren Reigen

Ein Fluss aus Silber schlängelt leise
Seine wundersame Reise
Führt vorbei an großem Flieder
Die Blüten singen leise Lieder

Die Bäume rauschen Melodien
Die durch die Abendstille ziehen
Die Zeit steht still ein Augenblick
Im Zauberwald ein Ort voll Glück

Fremd

Isabella Schreiner

Ich fühle mich allein. Alles ist so neu, so fremd, so hochmodern, und es beeindruckt und beunruhigt mich seit meiner Ankunft zugleich. Diese riesige Stadt, so viele Menschen, mit gefärbten Haaren, der neuesten Gucci-Tasche in der Hand, barfuß, geschäftlich oder auch sehr ärmlich gekleidet, vermutlich wohnungslos, irgendwo Schutz suchend, wo es keinen für sie gibt.

Ich kann nicht beschreiben, was ich fühle, es ist zu schwer in dieser Großstadt. Irgendwie bin ich aufgeregt, mitleidig, genervt, vortrefflich und so vieles mehr zur gleichen Zeit. Noch nie war ich hier, ich kenne keinen dieser Menschen, die ich wahrscheinlich auch nie kennenlernen oder je wiedersehen werde. Es ist so voll, so laut, so stickig und zugleich so schön, groß und mit wunderschönen Bauwerken bestückt.

Das soll also unsere Hauptstadt sein, von der aus ich bald schon mit anderen Kindern und Jugendlichen zu meiner Unterkunft für die nächsten Tage gebracht werden soll? Schnell weg von hier, will mir mein Gehirn zuschreien. Es ist gefährlich hier, zu groß und protzig, nur um den Schein von Anmut und Pracht zu bewahren. Dieser Schein, der verdeckt, wie viele Menschen hier eng aneinander gedrängt leben müssen, auf der Straße, in kleinen Wohnungen, nicht größer als, um mit dem Nötigsten darin zu leben.

Sofort muss ich an mein Zuhause denken. Wo alles so ruhig und friedlich ist, im Vergleich zu hier. Wo die Leute grüßen, wenn sie mich im Laden oder auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig gehen sehen. Wo sich jeder umdreht, wenn doch einmal der Feuerwehr-Alarm losgeht. Wo man überall zu Fuß hingehen kann, wenn man zum Beispiel etwas vom Bäcker oder Metzger braucht oder sich einfach nur das Fußballspiel der Dorfmannschaft gemütlich mit seinen Freunden und Bekannten anschauen will. Ich vermisse diesen Ort schon jetzt, und ich werde ihn wohl noch eine ganze Woche lang missen müssen.

Ich fühle mich wie in einer fremden Welt namens Großstadt. Und ich mag diesen Ort nicht. Denn die größte Umstellung schmerzt mich schon jetzt. Kann man es überhaupt als Umstellung bezeichnen? Ich weiß es nicht, für mich ist es eher eine Verstellung, ein Verstecken meines wahren Ichs.

Ich habe es bereits gemerkt, als meine Mutter und ich mir eine Fahrkarte für die Weiterfahrt gekauft haben. Der Ticketverkäufer hat gefragt, wie er uns helfen kann. Ich habe gewusst, wie ich antworten müsste, ich habe es gewusst, und dennoch habe ich ihm anders

geantwortet. Ich weiß bis jetzt noch nicht, warum ich meinen selbstverständlich für ihn unverständlichen Dialekt beim Antworten benutzt habe. Vielleicht aus Hoffnung, weil ich gedacht habe, er würde mich vielleicht doch verstehen, oder aus der reinen Intuition heraus, die von meinem Gefühlschaos völlig verblendet gewesen war. Er hat mich nicht verstanden, natürlich nicht.

Ich mag die Großstadt nicht, ich will wieder zurück. Ich bin zwar bereits letztes Jahr in einer anderen Großstadt gewesen, jedoch nicht allein, meine Familie war dabei. Leute, die verstehen, was es heißt, frühmorgens aufstehen zu müssen, weil man sonst den einzigen Schulbus um 7:25 Uhr verpasst, die verstehen, was ich rede, wie ich rede, und denen ich nicht erklären muss, woher ich diesen Brauch, dieses Wort oder diese Person kenne.

Obwohl ich weiß, dass auch in meiner Unterkunft sehr viele nette Leute aus verschiedenen Kulturen und Teilen Deutschlands, vielleicht sogar der ganzen Welt sein werden, habe ich bereits jetzt nur noch einen Restfunken an Hoffnung, dass jemand aus meiner Richtung dabei sein wird, bei dem ich mich nicht verstellen muss. Ich habe Angst. Große Angst, so groß, dass sie mich komplett einhüllt, in ihren pessimistischen Horrorszenarien, so wie sie es immer tut, wenn ich Panik habe.

Wie dumm ich doch war, als ich mir in den Kopf setzte, später einmal auszuwandern, irgendwo weit weg ins Ausland, vielleicht nach Schweden. Ich halte es ja jetzt schon kaum aus, wo ich doch erst vor ein paar Minuten am Berliner Hauptbahnhof angekommen bin, in Deutschland, obwohl ich doch selbst in diesem Land lebe!

Ich versuche, meine Angst herunterzuschlucken und die negativen Kommentare meines inneren Ichs zu verdrängen. Ich bin schließlich nicht den ganzen weiten Weg hierhergekommen, um mich dann unterkriegen zu lassen, nein, ganz bestimmt nicht. Ich werde dem Ganzen eine Chance geben, und meine Entscheidung danach hochpreisen, oder bereuen, wie ich es immer mache.

Jedes einzelne Mal.

Nimm mich mit

Xenia Rieke-Zapp

Nimm mich mit! Nimm mich mit, kleine Wolke. Du ziehst über den Himmel. In einem Körper aus tausend Formen. In einem Körper ohne Schmerzen lässt du deine Sorgen zurück. Du bist so frei. Nimm mich mit.

Ich will nicht mehr husten. Ich will nicht mehr im Bett liegen müssen. Nimm mich mit, kleine Wolke. Zieh nicht einfach vorbei. Bleib stehen. Trage mich auf deinem Rücken weit weg. So weit weg, dass sie mir nicht mehr die widerliche Medizin geben können. Dass sie mich nicht immer zurücklassen können. Damit ich nicht mehr alleine bin. Damit ich keine Angst mehr haben muss. Damit die Krankheit mich nicht einholt. Wolke, nimm mich mit, um vor der Krankheit wegzufiegen. Weit weg. Nimm mich mit, kleine Wolke! Damit Mutter nie mehr weinen, Vater nie mehr schreien muss. Damit meine Freundin wieder lachen, unsere Welt wieder bunt sein kann.

Sie sagen, ich sterbe bald. Sag kleine Wolke, was soll das sein? Was ist sterben? Nimm mich mit, kleine Wolke. Bitte nimm mich mit!

Und die Wolke tat dem Kind den Gefallen.

Rennen aus Erinnerungen

Lianna Marie Gratiashvili

Vögel zwitscherten. Sonne schien. Ein Tag wie im Bilderbuch. Als ich die Augen öffnete, blendete die Sonne, sodass ich mir die Hand davor hielt, damit ich mich umschauen konnte. Meine Haut war von der Sonne gebräunt und schimmerte im Licht. Wahrscheinlich wegen der Sonnencreme. Als ich mich aufsetzte, spürte ich, wie der warme Sand von meinen Armen bröselte. Es kribbelte leicht und fühlte sich angenehm an. Auf einem Ast saß ein kleiner Vogel, der lieblich zwitscherte. So ein schöner Ort. Mein Blick glitt über die glitzernde Wasseroberfläche eines Sees, dessen Name „Renn“ war, denn etwa 20 Meter entfernt stand ein Holzschild, dessen Form einem Pfeil ähnelte. Er zeigte auf den See. Die Schrift schnörkelte sich und bildete das Wort *renn*. Komischer Name. Etwas weiter hinten sah ich eine Straße. Sie schlängelte sich lustig und leicht zwischen Hügeln und Bäumen hindurch. Das Ende sah man von hier aus nicht. Ob die Straße überhaupt irgendwo endete? Vielleicht, so überlegte ich, ging die Straße in eine andere über, die dann wieder in eine andere überging und so weiter und so weiter. Nun stand ich auf und streckte mich, rieb mir die Augen. Ein leichter Windhauch strich über mein Gesicht und meine Haare. Einatmen und wieder ausatmen. Ein aus ein aus ein aus ein aus, schneller immer schneller. Was für? Alles war weggeblasen. Das Wasser war rot. Rot. Wasser ist nicht rot. Ich schaute zum Schild. Achtung Warnung: *Renn*. Nein. Was passiert hier?

Eine Angst, deren Gewalt mich überforderte, trieb mich an. Der Sand war nicht länger warm; er brannte. Heiß. Ich rannte schneller und schneller. Die Straße schien dennoch nicht näherzukommen, im Gegenteil, sie entfernte sich. Langsam schienen meine Beine nachzulassen und bum. Ich krachte gegen einen Baum. Nein, warte. Es war kein Baum. Es war eine Wand, eine Wand, die angemalt aussah wie ein Baum. Ein Wald. Der Vogel, eine schwarze Krähe, saß in derselben Position wie eben auf dem Baum. Schaute mich an. Panisch rannte ich zurück. Der heiße Sand und die blendende Sonne verbrannten meine Haut. Wasser, ich brauchte Wasser. Es waren nur noch ein paar Schritte und ich hätte den See erreicht. Noch drei, zwei auuuuuu. Immer weiter sank die Hoffnung hier wegzugelangen. Umso größer jedoch wurde die Panik. Ich war wieder gegen eine Wand gelaufen. Alles sah zu Hundert Prozent echt und realistisch aus. Wo war ich nur? Ich schaute hinauf und betrachtete den Himmel. Nach meiner Vermutung, war auch der kein echter Himmel, sondern eine Wand.

Und hatten diese Wolken sich überhaupt schon von der stelle bewegt? Nein. War das nicht. Doch. In der Ecke also dort wo der See endete, blinkte etwas Rotes. Eine kleine Kamera. Zu hoch, um sie sich näher anzuschauen. Aber eine Kamera hieß das mich jemand, jemand fremdes sehen konnte. Mich. Wie ich hier stand und von oben bis unten zitterte. Mir wurde kalt, obwohl meine Haut vor Hitze schon rot leuchtete. Ob an den Seiten wohl auch Wände waren und ich in einem Raum festsaß? Also rannte ich los, um es zu überprüfen und wurde bitterlich enttäuscht. Ja dort war auch eine Wand, genau dort, wo das Schild aufgemalt war. Auf der anderen Seite, etwa dort wo ich gelegen habe, war ebenfalls eine Wand. Eingesperrt, ich war eindeutig eingesperrt. Jetzt überkam mich alles zusammen, Angst, Wut und Panik. Ich hatte keine Lust mehr und wusste nicht, wo ich war, wer ich war und was ich hier machte. Hallo, hört mich jemand?, schreie ich hinauf zur blinkenden Kamera. Hallo hallo, ich bin hier! Nichts passierte. Ich fand keinen anderen Ausweg und schlug gegen die Wand, trat gegen die Wand. Auf einmal so laut, dass ich mich erschrak und rückwärts hinfiel, erklang ein Geräusch nicht wie eine Feuerwehr und auch nicht wie das eines Polizeiautos, nein, sondern eher wie wenn jemand einbricht oder ausbricht. Auf einmal hörte ich eine laute, dunkle Stimme. Sie kam von allen Seiten, umgab mich voll und ganz. Nummer 1 3 6, können Sie mich hören? Was sollte das bedeuten, wer war diese Stimme? Hallo, ich höre Sie. Wo bin ich, wer sind Sie?, rufe ich in den Raum. Jämmerlich, sagte ich immer wieder. Du, lass mich raus, lass mich raus, doch nichts geschah. Die Stimme kam nicht wieder und die Sirenen verklagen langsam. Ich war verloren, dachte ich, doch dann öffnete sich eine Tür mitten in dem Bild des Sees. Dahinter lag ein weißer Korridor. Ich konnte nicht viel sehen, da eine Gruppe von Männern davor stand und mir die Sicht versperrte. Sie kamen auf mich zu, langsam. Hallo, sagte ich zu ihnen. Hallo, ich heiße eh, eh. Ich heiße. Keine Ahnung, wie ich hieß. Meine Erinnerungen waren ausgelöscht. Können Sie mich hier herauslassen? Ich will zurückgehen, ich möchte nach Hause. In diesem Moment überkam mich ein weiterer Schauer. Ein Zuhause. Ich konnte mich an kein Zuhause erinnern. Ich wusste nur noch, dass da etwas war, wo ich hin wollte, etwas, von dem ich weggeführt wurde. Ohne Kraft ließ ich meinen Kopf hängen. Es war zu viel Aufregung oder zu viel Anstrengung. Schließlich bin ich hier die ganze Zeit herumgerannt und diese Leute hielten mich hier gefangen? Wütend, wütend auf die Männer, wütend auf die Stimme, wütend auf dieses Zimmer, wütend auf alles. Während ich dies dachte, kamen die Männer immer näher. Sie kamen näher und näher und näher, bis sie vor mir standen. Ohne Antworten, ohne ein einziges Wort. Keiner sprach. Miteinander allesamt eingebildet. Wegrennen brachte hier anscheinend nicht viel, also stand ich einfach nur da. Die Männer nahmen mich an den Händen, zerrten mich vorwärts. Ich

versuche gar nicht erst wegzulaufen. Wohin sollte ich denn? Hier im Zimmer bleiben? Nein, auf keinen Fall. Sie liefen durch den dunklen Korridor. Mir wurde kalt, schließlich trug ich nur ein T-Shirt und eine kurze Hose. Fröstelnd lief ich weiter, vor mir, hinter mir und neben mir liefen die Männer. Durch die ganze Aufregung war mir gar nicht aufgefallen, was für komische Anzüge sie trugen. Es war wie in einem Film, nur dass es kein Film ist. Nur die wahre Realität, es war echt, es war die Wirklichkeit, oder? Träumte ich das nur? Nein, das kann nicht wahr sein, ich träumte nicht. Nun kamen wir an einer Tür vorbei. Es stand eine Nummer darauf. Doch ich konnte nicht erkennen, was für eine Nummer es war. Die Männer hatten mich einfach so schnell weiter gezogen. Irgendwann wurden es immer mehr Türen. Links, rechts immer mehr, mehr. War das hier etwa ein Gefängnis? Ich meine, was sollte es denn sonst sein? Keine Ahnung. Es war mir egal. Egal was passieren würde, ich würde versuchen es über mich ergehen zu lassen und herauszufinden, wer ich bin und warum ich hier bin. Als wir an einer Tür mit der Nummer 13 vorbeikamen, kam mir das irgendwie bekannt vor. Schließlich vergaß ich die Nummer 13 wieder. Egal was ich tun würde, meine Erinnerungen waren weg. Wahrscheinlich war es nur eine Einbildung oder auch nicht. Vielleicht war ich schon mal in diesem Raum oder halt nicht. Vielleicht kannte ich noch jemanden, der in diesem Raum war. Die Kälte, die mich umgab, mischte sich mit einem Gefühl der Panik. Nicht mit der Panik, die in mir ausgelöst wurde. Nein, eine andere Panik. Panik vieler Menschen. Wenn es hier solche nummerierten Türen gab und die Stimme im Zimmer mich nummeriert hatte, mussten anscheinend mehrere Menschen hier leben. Eher gesagt: eingesperrt sein. Wer würde denn so etwas Grausames tun? Ich wusste es nicht. Konnte es mir nicht vorstellen, dass jemand so etwas tun würde. Menschen einsperren wie im Horrorfilm. Vielleicht wurde ich auch nur geprankt und ich konnte mich nur nicht mehr erinnern weil weil... Ich sollte aufhören, mir irgendwelche Ausreden auszudenken. Redete ich mir selbst ein. Stopp, sagte eine tiefe Stimme. Ich blieb stehen. Vor einer Tür mit rotem Anstrich und schwarz eingepägter Schrift stand *renn*. Wie der See, erinnerte ich mich. Sehr, sehr komisch. Irgendetwas hatte das zu bedeuten, ich wusste nur nicht was. Verunsichert darüber fragte ich mich, ob das jetzt wichtig war darüber nachzudenken. Doch ohne Erinnerungen würde es mich wahrscheinlich nicht weit bringen. Also ließ ich es. Als ich eintrat, stockte kurz mein Atem. Es roch nach Rauch und das Zimmer war stickig heiß. Durch kleine Fenster schimmerte das kalte Licht. Ich versuchte einen Blick nach draußen zu werfen, doch es gelang mir nicht. Alles hier war ganz anders als in diesem kalten dunklen Korridor. Vorsichtig schaute mich im Zimmer um. Es waren sehr viele Bildschirme zu sehen. Kleine Bildschirme, die nur in schwarz-weiß ihre Bilder zeigten. Verschiedene Menschen und

verschiedene Kulissen. Also war meine Vermutung richtig. Es gab auch andere Menschen hier. Andere Gefangene. Es waren mindestens zehn Bildschirme. In einem war eine Familie. Sie lagen auf dem Boden. Ein Mädchen, zwei Jungs und ihre Eltern. Natürlich konnte ich nur schätzen, wie es war, doch sie sahen zusammengehörig aus. In den meisten anderen Bildschirmen saßen die Leute weinend. Manche schmissen Sachen um oder zerstörten sie. Ein trauriger Anblick. Am Ende des Zimmers war ein großer Schreibtisch, davor saß eine Person. Man konnte sie nicht erkennen. Die Lehne war zu groß, doch die langen dunklen Haare fielen wie Wasser über die Lehne. Die Person schaute auf eine Leinwand. Die Leinwand zeigte ein Labyrinth, ein Labyrinth mit vielen Ziffern und Nummern. In der Mitte war ein roter Punkt eingezeichnet und jedem, auch mir, war klar, dass dieser Punkt uns kennzeichnete. Wir waren an diesem Ort im Zimmer rennen. Langsam drehte sich die Person im Stuhl um, ich sah ihre Schuhe, ihre Beine, ihren Körper und ihr Gesicht. Für eine Sekunde spielte sich ein kleiner Film meines eigenen Seins ab. Bumm, alles war wieder da. Angst.

Milchpfade

Jasmina Jarysz

Du hast meine Sternschnuppe geklaut. Unruhig streift mein Blick über den tiefschwarzen Himmel, sucht ein letztes Stück von blauem Saum in dunkler Nacht. Meine Pupillen balancieren auf Milchstraßenschwaden, hangeln sich lautlos von Gestirn zu Gestirn. Ich spüre, wie das Licht hinter meine Augäpfel wandert, sich einnistet auf meiner Netzhaut als Sternbild. Meine Lider umklammern den Kutschbock des Großen Wagens, während meine Wimpern den Löwen zähmen. Sie schwärmen aus in schwülwarme Lüfte, kehren erst morgens zurück, verklebt mit Schlaf und Zeit. Der Ritt bleibt ohne Erfolg. Zu groß sind die Weiten dieses erdumspannenden Zelttes, zu verworren die Schichten aus Asteroiden- und Kometenstaub. Der Meteor bleibt verschwunden. Eine kosmische Glühlampe, ausgeknipst vom Universum selbst. Auch ihr flüchtiger Abschiedsgruß bleibt mir verwehrt, waren deine Finger doch schneller als die Meinen. Deine Nägel kratzten am Firmament, während ich blinzelte, rissen und zerrten an ihm, bis das Leuchten für immer erlosch. Einzig der Lichtschweif ragt nun zwischen deinen Handflächen heraus, Sekunden flüchtigen Flimmerns, bis das Wimmern zwischen rauschenden Blättern verklingt.

Meine Tränen versiegen nicht. Sie verbinden sich zu schmalen Rinnsalen, die sich auf meinen Wangen mehren, dann zwischen T-Shirt-Falten mäandern. Schnell drehe ich meinen Kopf zur Seite, spüre, wie mein Zopf Gummi gegen deine Ohrmuschel drückt. Dein Schweigen lässt die Geräusche der Nacht verstummen. Als würden Buchen wie Fichten auf dein Tatgeständnis warten, Wildschweine wie Uhus für deine Rechtfertigung innehalten. Doch deine Worte bleiben aus.

„Wunschfrei“, flüstere ich und du lachst leise, hörst die vermeintliche Aufforderung hinter nüchterner Feststellung. Der Feststellung, dass der Nachthimmel nun ohne wunscherfüllende Funktion über uns hängt, durchlöchert von deinen Fingernägeln, jeder Magie beraubt. Ein Nachthimmel, der uns seit Kindertagen begleitete, wenn wir Isomattenlager zwischen Grashalmen bauten. Jedes Kissen im Haus trugen wir nach draußen, erschufen Hügel Landschaften auf ebener Flur, die Teddybären das Klettern lehrten. Im Sonnenuntergang spielten wir Schattentheater, verwandelten Hände in gefräßige Wölfe und Arme in listige Schlangen. Wenn die Dunkelheit ihren Vorhang über die Bühne warf, stopften wir unsere Schlafsäcke mit Kuscheiltieren aus, bis unsere schmalen Körper kaum mehr Platz fanden. Ich ließ den Reißverschluss immer einen kleinen Spalt offen, gerade so groß, dass meine Hand

hindurch passte. Gruselgeschichten ließen mich nach deiner Decke greifen, Zwischenräume gänzlich tilgen. Dicht an dicht lagen wir beieinander, den Kopf in Sternnähe gestreckt. Und wenn ein Lichtschweif den Himmel bereiste, dann konnten Wünsche wahr werden. Immer. Heute Nacht können sie es nicht.

Vielleicht wolltest du es nicht mehr. Vielleicht wolltest du nicht, dass ich mir etwas wünsche. Vielleicht hattest du Angst, dass ich dir deine Zukunft zerwünsche, meine Träume mit deinen Plänen konkurrieren. Als wir klein waren, wollten wir Astronauten werden. Jede Nacht zeichneten wir winzige Sternkarten, skizzierten Flugrouten zu fremden Sonnensystemen mit Wachsmalstiften. Danach umschlang ein Wirrwarr aus bunten Punkten und Strichen meine Fingerspitzen, codierte unsere Reiseziele in zufälligen Zeichen. Du wolltest als erstes den Mond erkunden. Du träumtest von einem fluoreszierenden Himmelskörper, der über der Erde baumelt, dann tagsüber jegliche Leuchtkraft verliert. Wortwörtlich wolltest du in die Fußstapfen der frühen Raumfahrer vergangener Zeiten treten, vor deiner Rückkehr einmal um die Weltkugel gleiten. Die Rakete wollten wir gemeinsam bauen. Aus Pappkartons und Styropor kreierten wir ein unförmiges Gebilde, das nie abhob, dennoch zum Flugkörper unserer Fantasie erwuchs. Luftpolster unsere Sauerstoffflaschen zerdrückten wir jede Minute genau eine Blase, sogen Plastikgerüche in unsere Lungen, bis uns das Atmen verließ. Ich besitze sie immer noch. Die Rakete. Hinter dem Gartenhaus versteckt verfault sie unter Nässe und Zeit, wartet moosbewachsen auf deinen Countdown. Ten, nine, eight, seven, six ... irgendwann hast du aufgehört, die Reihe fortzusetzen, Zahlen aufzuführen, die dir nichts mehr bedeuten. Du willst heute BWL studieren, „was Richtiges machen“, wie du es nennst, jetzt, nach dem Abitur. Als ob es nicht „was Richtiges“ wäre, Kindheitsträumen nachzujagen, aufzubrechen in die Tiefen eines geheimnisvollen Alls. Als ob es nicht „was Richtiges“ wäre, das zu machen, was den eigenen Geist schon immer fasziniert hat.

Du belächelst mich. Sagst, dass ich erwachsen werden soll. Mit meteorverglühten Händen wuschelst du mir durchs Haar wie deiner kleinen Schwester, wenn sie heimlich Kirschgrütze verspeist. Mein Zopfgummi schmilzt zu Kometenstaub, beschneit die Kissenhügellandschaft mit Plastikpartikeln. Du sagst, dass Astrophysik zu komplex für mich ist. Suchst Ausreden in meinen mathematischen Kenntnissen, um dein eigenes Zögern zu verstecken. Ein Zögern, das ich wegwünschen wollte, mit der Sternenschnuppe dieser letzten Sommernacht.

Ich frage mich, wann es passiert ist. Wann du deine Gefühle unter Schlafsäcken und Isomatten eingemauert hast, wann meine Hand nicht mehr an deine Decke griff. Einst war der Sternhimmel ein Ort, an dem wir über alles reden konnten. Hinter Milchstraßenschwaden offenbarten wir unsere Gedanken, transportierten Geheimnisse im Kleinen Wagen, die

flüsternd aus unseren Mündern tropften. Wahrheiten waren immer leise. Als würden die Füchse unseren Worten auflauern, Nachtigallen das Gesagte von Nest zu Nest verbreiten. Wenn ihre Schwingen die Luft vibrieren ließen, verstummtest du stets. Dann stimmte ich in ihre Lieder ein, erst singend, dann pfeifend. Ich piff immer nur nachts.

Du zeigtest mir einen stibitzten Schokoriegel, nie geöffnet aus klebrig-süßer Scham. Du gestandest mir deine Angst vor Heuschrecken, die Zehen mit Grashalmen verwechselten. Du erzähltest mir von deinem ersten Kuss. Manchmal vergaßest du meine Anwesenheit, murmeltest die Worte mehr zu den Sternen als zu mir und das war okay. Denn dann wusste ich, dass du mit ehrlicher Stimme sprachst. Vielleicht hättest du mit mir eine Lüge geteilt. Vor den Sternen hättest du das nie gewagt. Heute Nacht schweigen wir. Schweigen so laut, dass mein Trommelfeller zittert, wellenartig in meinen Gehörgang brandet. Vielleicht gehört das mit dazu, ist ein Teil von diesem Erwachsenwerden. Vielleicht bricht der Kleine Wagen bereits unter schwerer Last, sind geheimnisschwangere Worte eine Rarität, aufgebraucht in Kindertagen. Vielleicht bist du auch schon abgehoben, durch Nachthimmellöcher ins Universum entwichen.

Ich drehe mich um. Ein bisschen Kometenstaub mischt sich mit schwülwarmer Luft, erwächst zu Schemen, die meine Sicht bevölkern. Der Mond hat seinen Scheinwerfer auf dich gerichtet, füllt deine Pupillen mit weißgelbem Schimmer. Du hast dich gehäutet, deinen Schlafsack abgestreift. Ein Raumanzug verformt deinen Körper, mehrt ihn in jegliche Richtungen aus. „Wir sind Astronauten“, sagst du und deine Stimme splittert, bohrt ihre Scherben in meinen Brustkorb. Der Schmerz zerfließt zwischen Rippenbögen, während dich die Schwerkraft verstößt, die Schwebel von dir Besitz ergreift. Vielleicht hatten wir nie eine Wahl. Vielleicht wird ein jeder von uns nach der Schule Astronaut, entsandt auf Expedition in individuelle Universen. Ich frage mich, ob wir uns begegnen werden, zusammen auf Milchstraßenschwaden balancieren. Ob wir im Großen Wagen das Himmelszelt bereisen, vom Licht fremder Sonnen geweckt werden oder ob wir uns verlieren – irgendwo zwischen Zeit und Raum. Five, four, three, two, one ... Du hast meine Sternschnuppe geklaut. Ich frage mich, was du dir gewünscht hast.

Der Unterschied zwischen „Tschüss“ und „Bis Morgen“

Gustav Koch

Ich kannte mal ein Mädchen, das Melanie hieß. Wir haben uns auf der Intensivstation kennengelernt und sie war wahnsinnig schlau.

Alle konnten sehen, dass sie wahnsinnig schlau war, weil sie wahnsinnig viele Dinge wusste, aber vor allem habe ich es daran bemerkt, dass sie unheimlich gut im Unterscheiden war.

Zum Beispiel dachte ich damals, dass wir beide Kinder waren, aber sie hat mir erklärt, dass nur sie ein Kind war, weil sie erst elf war und ich war mit vierzehn schon

Jugendlich. Jugendliche ist man nämlich, wenn man in die Pubertät kommt. Dann verändert sich im Gehirn ganz viel und das kann dazu führen, dass man küssen nicht mehr eklig findet, Jungs einen Bart bekommen oder man beschließt, dass das Leben sinnlos und scheiße ist und man von einer Brücke springt. Danach hat man dann gebrochene Beine, das nennt man Verletzung und das ist etwas anderes als eine Krankheit wie

Depressionen, die hat man nämlich schon vorher (deshalb ist man ja gesprungen) und die kommen von innen, nicht von außen in der Form eines schnell näher kommenden Bodens.

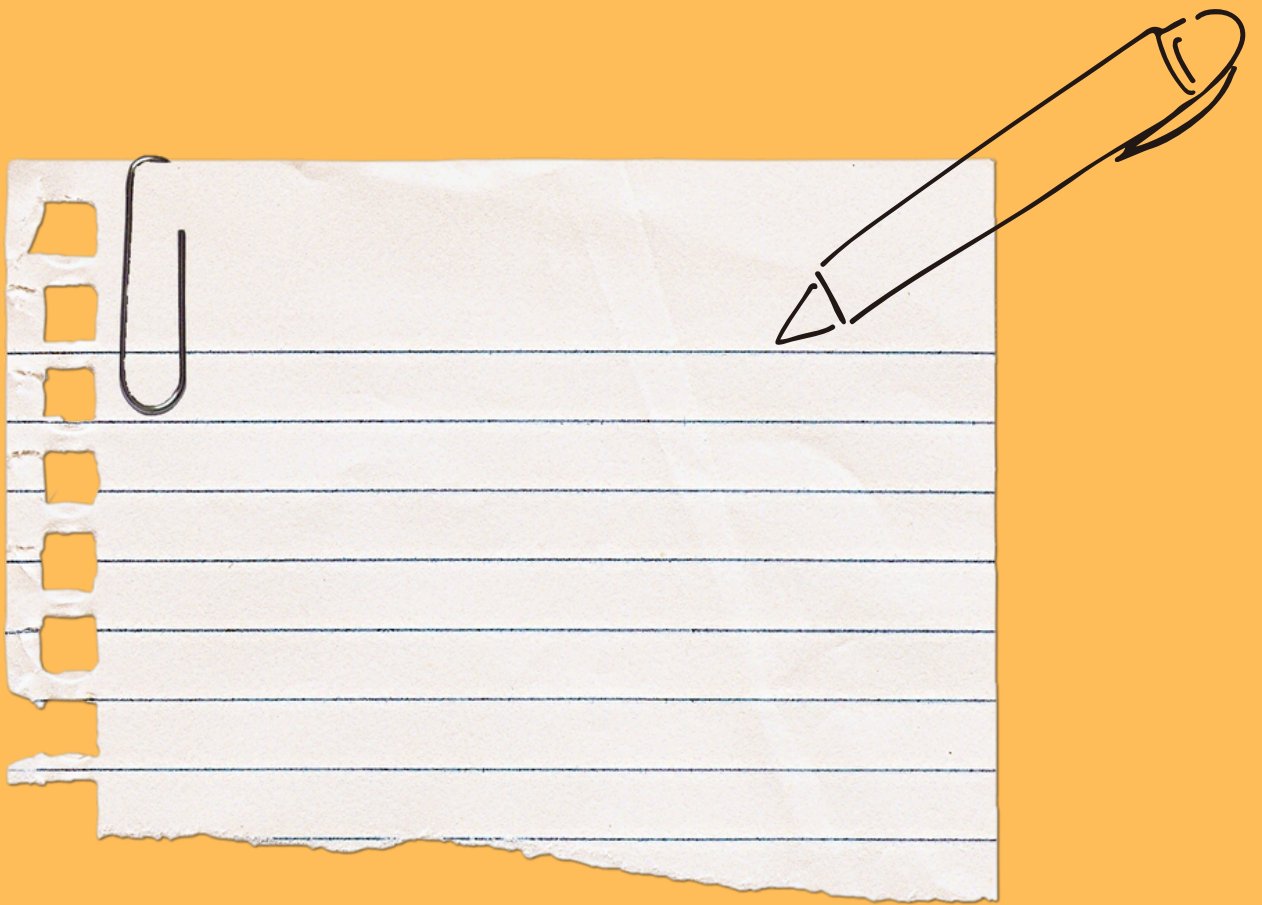
Außerdem gibt es einen Unterschied zwischen psychischen Krankheiten wie meiner Depression und physischen Krankheiten wie Melanies Krebs. (Habe ich schon erwähnt, dass wir uns auf der Intensivstation kennengelernt haben?)

Und dann ist eines Tages etwas Komisches passiert: Melanies Familie war gerade gegangen (ihre Familie hat sie immer viel öfter besucht als meine mich), da hat sie sich zu mir gedreht und gesagt: „Ich sterbe jetzt.“ Das fand ich komisch, weil ihr Doktor gesagt hatte, dass sie noch ein paar Monate übrig hat, aber Melanie bestand darauf, dass sie jetzt stirbt. Und dann hat sie mir erklärt, warum: „Meine Familie, die haben zum Abschied alle die ganze Zeit ‚bis morgen‘ gesagt.“ Ich dachte, das hätten die jedes mal gemacht und bis jetzt ist Melanie noch kein

einziges mal gestorben, haben sie aber gar nicht. Das war der Moment, in dem Melanie mir den wichtigsten Unterschied erklärt hat: den Unterschied zwischen „tschüss“ und „bis morgen“. „Tschüss sagen ist normal“, sagte sie. „Das sagen sie immer. Manchmal auch ‚auf Wiedersehen‘ oder ‚bis bald‘ das ist auch normal. ‚Bis morgen‘ ist nicht normal!“ Ich wollte wissen warum nicht und Melanie war so freundlich zu helfen. „Hast du gesehen, wie sie darauf bestanden haben, dass sie morgen wieder kommen?“, fragte sie. Ich hatte es nicht

gesehen, aber ich verstand trotzdem bald, worauf Melanie hinaus wollte: Es war nicht nur, dass sie „Bis morgen“ gesagt haben, sie sind auch viel länger geblieben und haben sich sehr gründlich verabschiedet. Das hatten sie so nicht einmal gemacht als sie für fast zwei Wochen in den Urlaub gefahren sind. Und dann wahr da noch die Bonbonbox. Eine Holzschachtel mit Dinosauriern drauf. Immer wenn Melanies Familie sie besuchen kam, machten sie die Bonbonbox mit Süßigkeiten voll. Immer, außer dieses Mal. „Also kommen sie morgen nicht wieder“, fasste Melanie zusammen. Zum Boden starrend fügte sie hinzu „Zumindest werde ich sie nicht sehen.“

Im Krankenhaus habe ich viel geweint. Melanie hat nie geweint, sie hat mich oft getröstet, das war noch ein Unterschied zwischen uns. An diesem Abend löste sich dieser Unterschied vor meinen Augen in Salzwasser auf und tropfte auf den sterilen Boden.



Isabel rutschte langsam von der Fensterbank im kleinen, aber recht gemütlichen Zimmer ihres großen Bruders. Sie hatte dort gesessen, weil man von seinem Zimmer aus einen besseren Blick auf den Himmel hatte als von ihrem und sie es liebte, diesen zu betrachten und in seiner Schönheit zu versinken. Das tat sie häufig, wenn ihr Bruder wie an diesem Morgen nicht zu Hause war. Nun hatte sie allerdings Hunger, da sie sich direkt nach dem Aufstehen in sein Zimmer gesetzt hatte. Isabel fragte sich, ob sie vielleicht nach dem Frühstück einen Spaziergang machen sollte. Das Wetter war wunderschön und sie könnte ihren Laptop mitnehmen, um ein bisschen zu schreiben. Sie könnte eine neue Geschichte anfangen, sie könnte aber auch ein bereits begonnenes Projekt fortsetzen. Sie verschob die Entscheidung auf später, als sie bemerkte, wie schwer sie ihr fiel. Irgendwie wäre es für die bereits begonnene Geschichte schade, wenn sie eine neue zu schreiben beginnen würde. Andererseits spürte Isabel, dass noch viele Geschichten in ihr verborgen lagen und sie sie früher oder später aufschreiben musste. Es war nicht selten vorgekommen, dass die Geschichten, die in ihrem Kopf entstanden waren, solange dort ruhten, dass es sie gequält hatte. Es war ein beklemmendes Gefühl gewesen. Isabels Laune hatte sich dauerhaft verschlechtert und sie hatte nur noch selten motiviert schreiben können. Manchmal waren die Geschichten, die sie aufschrieb, vielleicht nicht die besten oder ihre liebsten, doch Isabel hatte gelernt, sie zu schätzen und mühevoll aufzuschreiben.

Ihr wurde klar, dass dieser Tag wieder so einer war, an dem die Gedanken, Gefühle und Worte ihren Kopf füllten und auf sie einprasselten wie ein heftiger Regenschauer, der nicht zu enden schien. An Tagen wie diesen war es das Beste, wenn sie sich ruhig hinsetzte und nachdachte. Sie ließ die Gedanken so lange frei in ihrem Kopf herumwirbeln, bis ihr der Drang kam, sie in Worte zu fassen. Dann nahm sie sich ihren Laptop und schrieb. Ihre Finger suchten sich ihren Weg und es entstanden ganze Wörter, Sätze, Absätze und Kapitel. Ab und zu bildeten die Worte sich schon vor dem Aufschreiben in ihrem Kopf und dann verfügte Isabel über so vollkommene und perfekte Sätze, dass ein Gedicht entstand. Manchmal genügte auch nur ein einziges Lied und sie war zwischen Gedanken gefangen. Doch an diesem Tag war es keine Musik. Es war auch nicht der Himmel, wie das sonst ab und zu der Fall war, nein. Irgendetwas anderes forderte das Mädchen an diesem Morgen zum Träumen

auf. Was war an diesem Morgen oder in dieser Nacht geschehen, dass Isabel sich schon mehrmals an einem Tag derartig in ihren Gefühlen verfangen hatte? Das Mädchen spürte, wie sie etwas dazu antrieb, hinaus in die Welt zu gehen und all das aufzuschreiben, was sie dort gesehen und gespürt hatte.

Isabel machte sich Frühstück, doch sie wirkte nicht wirklich anwesend. Hätte jemand neben ihr gestanden und mit ihr geredet, hätte sie gewiss nicht zugehört. Sie hätte an der Person vorbeigeschaut, sich nicht angesprochen gefühlt und hätte trotz der Anwesenheit dieser Person das Gefühl gehabt, dass sie allein war. Hätte die Person Isabel gefragt, ob sie zugehört hatte, hätte Isabel vermutlich gesagt, dass sie geträumt hatte. Doch was sie niemals hätte sagen können, war, wovon sie denn geträumt hatte. Niemals hätte sie diese Empfindung in Worte fassen können, die aus ihrem Mund kamen. Doch hätte sie sie aufschreiben sollen, hätte sie einen langen Text über ihre Existenz geschrieben, all ihre Fragen, die sie nie gestellt und alle ihre Wut, die sie jemals verspürt hatte, in Worte gefasst. Sie kämen aus ihr herausgesprudelt wie das kristallklare Wasser einer Quelle.

Isabel kehrte in die Realität zurück und biss geistesabwesend in ihr Toast mit Himbeermarmelade. Ihre Gedanken drifteten wieder ab, sie fühlte sich wie in Trance. Ihre Augen waren schwer, als wäre sie müde. Sie schloss sie und atmete tief ein und aus. Sie versuchte, wieder klare Gedanken zu schöpfen, doch es fiel ihr schwer. Vor einiger Zeit noch hatte sie die Möglichkeit gehabt, mit jemandem über diese Empfindungen zu sprechen. Da sie diese Möglichkeit nun nicht mehr hatte, wurde ihr bewusst, dass sie im Moment gar nicht in der Lage wäre, ihre Gefühle frei auszusprechen. Damals war Schreiben für sie etwas gewesen, bei dem sie auch über die Empfindungen erzählen konnte, die sie nicht mehr sagte. Doch nun war es für sie der einzige Weg, überhaupt ihre Gefühle auszudrücken.

Isabel liebte das Schreiben wirklich, doch es schmerzte sie nun, dass es so ein einsamer Weg war. Früher war Eliah jemand gewesen, der ihr das Leben als Schreibende erträglicher gemacht hatte. Er war Isabels bester Schulfreund gewesen und hatte auch geschrieben, tat es wahrscheinlich immer noch. Sein Gebiet waren eher Gedichte gewesen, Isabel hingegen schrieb mehr Kurzgeschichten. Eliah hatte Isabel dennoch gut verstanden, wenn sie Probleme mit ihren Geschichten hatte. Sie hatten sich über diese Geschichten unterhalten und Isabel hatte niemals das Gefühl gehabt, dass Eliah sie für irgendetwas verurteilte oder ihre Ideen absurd fand. Isabel hatte so lange über ihre Gedanken sprechen können, bis sie alles, was sie

nicht mehr für sich behalten konnte, erzählt hatte. Manchmal hatte Eliah dann von seinen Schreibprojekten berichtet oder sie hatten sich zusammen lustige Geschichten ausgedacht. Einmal hatten sie in einer Freistunde auf einer Bank auf dem Schulhof gesessen und immer abwechselnd einen Satz in Eliahs Collegeblock geschrieben. Heraus kam eine alberne Geschichte, die die beiden zum Lachen brachte. Isabel wusste noch, dass sie damals zum Spaß gesagt hatte, dass die beiden mit der Geschichte sicher weltberühmt werden würden. Eliah hatte sein typisches, nettes Lächeln erwidert. Isabel hatte sein Gesicht genau vor Augen – die braunen Augen, das leicht wellige, braune Haar. Sie erinnerte sich auch daran, dass Eliah ihr dann erzählt hatte, wie er sich ungefähr die Zukunft vorstellte. Daraufhin hatte Isabel überlegt, wie ihre Zukunft wohl aussehen würde. Nun war ihr bewusst, dass auch dies, was gerade passierte, schon Zukunft für die ehemalige Isabel war. Sie lächelte. Es war eine interessante Erkenntnis, dass sie in der Zukunft von früher und der Vergangenheit von später existierte.

Hirn und Harz

Marjam Zenichowski

Sie blickte tief in die Dunkelheit des Waldes. Lauschte dem Wispern der alten Tannenwipfel über dem nachterfüllten Himmel, den geisterhaft Schleier aus Wolken heimsuchten. Das flackernde Licht ihres Feuerzeugs erhellte das von Tränen gerötete Gesicht. Der Lichtschein ließ tiefe Falten erkennen - eine jede zu einer großen Frage verzogen.

Die Ausschläge auf monotonen Pixel Hintergrund waren zu einer Linie verschmolzen. Der Strich zog sich quer über den Monitor und darüber hinaus bis um ihren Hals. Wie eine Schlinge wickelte er sich um die angsterfüllte Gurgel. Weiße Krankenhaustüren wurden von herbei stürmenden Pflegepersonal auseinander gestoßen. Der Raum füllte sich mit sterilen Kitteln, die so raschelten wie Espenlaub und aus tausend Mündern zu ihr sprachen. Sie verkündeten ihr, dass ihre Großmutter soeben verstorben war.

Zweiundzwanzig Jahre lang hatte sie allem zum Trotz in dem Glauben gelebt, dass es niemals zu einer Trennung komme, dass die Ärzte in ihren Berichten übertrieben. Hätten sie gewusst, wie stark ihre Großmutter ist, hätten sie niemals die Hoffnung in sie verloren, die Wiederbelebung beendet.

"Ich verstehe", erwiderte ein Mund, der gerade verlernt hatte zu sprechen. Die Pillen allein hatten sie nicht retten können. Bunt wie Smarties waren sie gewesen: Blau, grün, rosa, braun, gelb, rot und weiß, vor allem weiß. Dreimal am Tag hatte sie der angefüllten Pillendose Smarties entnommen. Jeweils vier Pillen gleich um acht vor dem Frühstück auf nüchternen Magen, drei weitere nach dem Mittagessen, ungefähr um eins, zwei zum Abendbrot, zusammen mit einem Schluck Kamillentee. Die Uhr zeigte kurz vor acht an; Pillenzeit. Sie wollte nach den Pillen fragen, den roten und weißen, wollte ihrer Oma ein Wasserglas hinstellen, daneben die Pillen, so wie sie es die letzten Wochen eingespielt hatten, doch niemand schenkte ihr Gehör.

Worte prasselten auf sie ein, verschwammen zu einem unverständlichen Brei, der in ihre Lunge sickerte und ihr das Atmen unheimlich erschwerte. Ein, aus, aus, ein, aus, ein, ein. Ihr gelang es nicht, den Atem lang genug in ihrer Lunge zu halten, um Sauerstoff in ihr Blut aufzunehmen. Nahe am Ersticken stürzte sie aus dem kahlen Krankenzimmer nach draußen. Die Blumen auf dem Nachttisch hatten so schrecklich verwelkt ausgesehen.

Sie irrte lange, grell beleuchtete Krankenhausflure entlang, bis sie schließlich mit zitternden Fingern ihr Fahrradschloss öffnete. Sie brauchte zehn Minuten bis zu dem nahen Forst der Siedlung. Dieser karge Ort hatte sie von jeher abgeschreckt, doch nun sehnte sie sich nach all der Trostlosigkeit, die in ihm lag. Ohne lang zu überlegen, warf sie das Fahrrad am Wegesrand ab. Eine Lichtung tat sich vor ihr auf. Weit erstreckte sich dahinter der undurchdringliche Forst. Kiefern dicht an dicht, keine Büsche, Buchen oder Birken zerstörten ihre stramm gewachsene Einheit. Aufgereiht ragten die hoch aufgeschossenen Stämme in den wolkenverhangenen Himmel, der von den Strahlen des sterbenden Tages, in ein schauriges Licht eingetaucht wurde. Vereinzelt raschelte und knackte es im Gestrüpp. Die Äste der Kiefern hingen regungslos, wie in Erstarrung gefangen. Alles waldhafte war in der Ansammlung an Bäumen verloren gegangen. Auf dem ausgedörrten Boden unter ihren Füßen stapelten sich Kienäpfel und Tannennadeln. Der Geruch von Harz stieg ihr ins Hirn.

Vor einem abgehackten Baumstumpf kam sie zum Stehen. Die vor ihr ausgebreitete Weite des Waldes Weite, drohte sie zu verschlucken. Unbewusst kramte sie ihr Feuerzeug hervor und ließ die kleine Flamme aufschnappen. Mit dem Aufleuchten an ihrer Seite, fühlte sie erst den Mut, dem Wald direkt in seine schreckerstarrten Augen zu starren. Er sah sie an, so wie sie ihn ansah. "Warum?" Es war ein Flüstern, das sich von ihren Lippen in die Einöde dieses Ortes stahl. "Warum, warum, warum?", hörte sie es aus ihm heraus raunen. Eine Totenstille breitete sich aus, als ihr Echo verklungen war.

Die gesamte Situation schien ihr mit einem Mal suspekt. Sie, wie sie völlig aufgelöst vor diesem ollen Forst stand; das Gesicht zur Hälfte von einem Feuerzeug erhellt. Ernüchert steckte sie sich eine Gold zwischen die Lippen. Tief atmete sie den Tabak in ihre Bronchien. Ließ Rußpartikel die feinen Verästelungen ihrer Lungenbläschen auskleiden. Tarnte sich im Qualm des Rauches und in der Schwärze des Teers. Schon lange wartete sie darauf, dass ihre Zellen anfangen zu mutieren und bösartige Geschwülste aus ihnen erwachsen. Von innen heraus würde sie dann schleppend langsam zerstört werden. Die Zellen wären endlich ein Grund für sie, sich vor ihrem eigenen Leben zu fürchten. Mit jedem Zug brannte sie sich weiter aus, bereit wegzurennen. Die zur Hälfte gerauchte Zigarette landete auf dem vertrockneten Waldboden. Achtlos trat sie den Glimmstummel mit dem Hacken aus. Tannennadeln knackten unter ihrer Fuhssole, ein stiller Ausdruck des Leidens? In ihrem trockenen Mund klebten Wörter zu Klumpen zusammen, sickerten zwischen ihren Zähnen hervor: "Warum rief ich in deine vielen Ohren und wartete darauf, Antworten zu erhalten?"

wenn du mich mit deinem Schweigen verhöhnst?" Spucke traf den Stumpf des ehemaligen Baumes. "Wunder werden wahr im Wald, wurde mir einst geweissagt. Hier, vor dir steht jemand, der bereit dazu ist, all deinen Geheimnissen zu vertrauen. Doch statt sie zu teilen, lässt du dein Schweigen immer weiter anwachsen. Spürst du nicht, dass es mich droht zu überwältigen?" Keuchend hatte sie die letzten Worte ausgespien, nun holte sie schwer atmend Luft: "Sie gehen und kommen in Wellen, immer, alle Schmerzen, so dachte ich, doch niemand hat mich vor ihrer Sturmflut gewarnt." "Niemand!", schrie sie laut aus. Mit voller Wucht rammte sie ihre geschlossene Faust in die raue Rinde des Kiefernstamms. Die Dumpfheit des Schmerzes ließ ihr Tränen in die Augen schießen, benebelte mit seiner gleichzeitigen Lebendigkeit ihre Sicht. Ein dichter Dunstschleier legte sich deckengleich auf ihren Körper. Schwankend stieß sie hervor: "Warum nur musstest du mich verlassen? Wo sind die Arme geblieben, die mich durch all die Jahre hielten?" Schluchzer um Schluchzer stiegen aus den eng an eng wogenden Wipfeln empor, trugen ihren Klagegesang weit in die Dunkelheit hinaus. Stockend sank sie den Stamm hinab; ließ es zu, dass kleine Holzsplitter ihre Haut aufbohrten. Aus unzähligen Wunden rannen ihr Tränen herab, die auf Torf tropften. Für immer versickerten im Waldboden.

Ihre verletzte Hand lag pochend auf kühlem Moos. Der Schoß des Waldes hatte sie an sich gezogen. Ein, aus, ein - ihr Brustkorb hob sich bebend. Die Bewegung begleitete sie bereits seit ihrem ersten Schrei. All der aufgestaute Atem - sie sehnte sich loslassen zu können. Langsam schlossen sich ihre Augenlider. Weit entfernt waren die Rufe eines Uhus zu hören. Sie stellte sich vor, dass ihre Großmutter auf der Sprache der Vögel zu ihr sprach, so wie sie das Zwitschern der Spatzen imitiert hatte, auf ihren Streifzügen durch den Ort. Am Hauseingang ihres Einfamilienhauses hatte einmal einer Schwalbenfamilie als Zufluchtsort gedient. Auf einem Stuhl stehend, versuchte sie damals einen Blick in das Nest zu erhaschen. Am Hauseingang lehnend, war ihre Großmutter eingeschritten, hatte den Ruhestörer vom Stuhl geholt. Und auf einmal sah sie die Gestalt - zwischen den roten Kiefernstämmen stand ihre Großmutter, angelehnt an ihre Wohnungstür. Lachend versuchte sie, sich aus der Umklammerung eines etwa achtjährigen Mädchens zu befreien. Bedrohlich leuchteten Autoscheinwerfer in der Ferne auf. Das Kind wimmerte daraufhin und krallte sich umso fester an ihre Großmutter. Es war ein jämmerlicher Anblick. Es stach ihr ins Herz, sich so klein und hilflos zu sehen, so wie früher. Früher hatte sie einen Tag in der Woche bei ihrer Mutter geschlafen. Überquellende Regale, hoch aufgestapelte Wäscheberge, dreckiges Geschirr überall und das Gekreische ihrer Geschwister hatten ihr Albträume verursacht. "Nein, Omi. Ich hab Angst" Sanft strich die runzelige Hand ihrer Großmutter über ihren

Kopf. Seufzend versuchte sie es dem Kind erneut zu erklären, dass sie jeden Donnerstags ins Krankenhaus müsste, sie deshalb nicht in der Lage dazu wäre auf sie aufzupassen und sie mit ihrer Mutter mitgehen sollte. Weinend trennte sich das Mädchen von ihrer Großmutter als eine dunkle Gestalt im Hauseingang erschien, die Schlüssel ungeduldig in der Hand schwenkend. Und dann trennten sich Großmutter und Enkelin. Die Entfernung dehnte sich aus, bis sie zu einem feinen Faden verkam, den das kleine Mädchen aufgewickelt um ihren Finger mit sich nahm.

Ein Kribbeln breitete sich von ihrem kleinen Finger, in die Arterien und Venen ihrer Hand aus. Das Gefühl wurde in jede Zelle weitergetragen-lief weiter im Blutkreislauf. Wärme stieg in ihr empor, sang für ermüdete Glieder, weckte längst erhärtetes, bis Verkrampfungen sich lösten.

Zuerst streckte sie ihre Hand aus - Formte mit ihren Fingern eine Faust, die sich an einem tief hängenden Ast hochzog. Nach einem Moment des Schwindels stand sie frei auf ihren Füßen. Die Arme ausgestreckt, nach Gleichgewicht suchend, setzte sie einen Fuß vor den anderen. Mit jedem Schritt würde sie zu mehr Sicherheit gelangen.

Achtung Spoiler - Potenzielles Happy End der Kurzgeschichte

Die letzte Schaufel schwarzer Friedhofserde landete auf dem frisch ausgehobenen Grab, in welchem ihre Großmutter verborgen lag. Sie stand an seinem Fuße, umklammerte fest den Strauß an weißen Nelken, den sie neben Trauerkerzen und dornigen Rosen ablegen würde. Ein Rascheln und Rauschen zog durch die Blätter der Baumwipfel. Die Brise strich sanft ihre Wange entlang. Bevor sie sich zum Gehen wandte, drückte sie ihre Hand neben den Nelkenköpfen, in weiche Friedhofserde.

Bald, wenn die Erde nass vom Regen wäre, würden grüne Pflanzen anfangen zu wachsen. Als sie sich zum Gehen wandte, spürte sie, wie der Wind in ihrem Rücken wehte.

schießtheater

Sophie Meyer-Ponstein

es ist samstagmorgen.

ich lehne gegen einen stehtisch und starre die anderen an. wie sich ihre wangen über die weiße papiertischdecke hinweg zusammenfallen und lautes lachen entsteht, die gestalten unter den neonlampen der schießbude langsam form annehmen, in grelles licht getunkt werden, letztendlich ihre plätze einnehmen.

du meinstest immer, sie würden das wahrscheinlich mögen, in der dunkelheit zu verschwinden, farbe zu verlieren, zu ergrauen, älter zu werden ohne kommentar. sie würden es genießen, sich selbst finden zu können, in kurzen lichtflackern zu offenbaren, wer sie waren, um bei sonnenaufgang dann wieder zu verschwinden. du bist jetzt aber nicht neben mir, kommentierst nicht die schwimmversuche der menschen vor mir.

wie sie lacht, wenn er ihr noch eine rose oder vielleicht auch einen apfelwein geschossen bekommt.

ich glaube, das hat er gut gemacht, aber ich weiss, sie schafft das besser. sie jedoch steht nur da, klemmt ihren plüschbären in die armbeuge, klatscht angeschwippst in die hände, lallt ihm irgendeinen lobgesang ins ohr und gibt ihm als vollendung ihres stücks brav einen kuss auf die wange.

sie weiß, was sie tut.

spielt ihre rolle bis zur perfektion, hat ihren text gelernt, ein wenig improvisiert, aber nicht zu viel. ja nicht zu viel, aber auch ja nicht zu wenig. sie ist nicht schüchtern und nicht bitchy und nicht überengagiert.

perfekte balance eben.

du fändest das skurril, würdest versprechen, du würdest das nie werden, würdest nie ein stück spielen. ob er auch mitspielt, frage ich mich, als autoscooter ineinanderknallen, sich die fahrer anschreien, er ihr zurücklächelt, den jungen neben sich anschaut, ihn anlächelt und weiterschießt.

die ganze zeit steht er nur da, schießt und schießt und schießt, lauscht ihrem gesang, wie einem stück nur für ihn. geschrieben von ihm und gespielt für ihn, schaut auf, um schüsse zu kaufen. schaut auf, um das gewehr zu laden, schaut auf, um ihr dann eine plastikrose zu geben, schaut nicht auf, um das dosenbier in einem zug leer zu trinken.

episodenhaftes desinteresse für sein eigenes stück.

ich bekomme angst und merke, dass ich genauso aussah, letzte woche, als du vor mir standest, deine mascara zerlaufen, die haare ganz durcheinander. letzte woche, als ich das gelbe billigbier fast ausgetrunken hatte, auf dem baumstamm neben dem bürgerhaus im halbdunkel, du mir sagtest, ich solle nicht immer so wegrennen vor meinen gefühlen, vor dir. besonders vor dir.

aber ich bin aufgestanden, die dose wortlos geleert und bin in richtung haus gestapft. beim haus von letzter woche steigen jetzt aber die typen im autoscooter aus ihren fahrzeugen, schreien sich weiter an und werden durch ihre beifahrerinnen weggezerrt. drüben an der schießbude hat der junge links von ihm aufgehört, zu schießen, seine geschossenen chips von der theke genommen, sich umgeschaut, die streitenden fahrer entdeckt und muss schmunzeln. er beginnt nicht wieder mit dem schießen.

vielleicht ist er pleite.

ich auch.

der greifarm in der plastikkiste mit der dunkelbraunen holzabdeckung drüben auf der wiese hat mein geld gestohlen, es sicher in eine metallbox gesteckt und die plüschtiere für sich behalten.

er zieht jetzt an seiner kippe, starrt ihn seitlich an, wie er schießt, und da ist mehr in seinem blick.

mehr als anerkennende gleichgültigkeit. als wolle er mehr, mehr als stumme zuneigung, aber der andere schaut nicht mehr hinüber. nicht mehr den jungen und auch nicht mehr das mädchen neben ihm an.

vielleicht schießt er aber auch gerade seine gefühle ab und ertränkt sie lieber, als ihnen schwimmen beizubringen, vielleicht weiß er nicht besser, vielleicht ist ihm das alles irgendwie egal, vielleicht habe ich auch einfach nur angst, dass das ich bin, die da vor der theke steht und blechscheibe nach blechscheibe abschießt, ihre lunge mit wasser füllt, sauerstoff verdrängt, langsam untergeht. vielleicht bin ich froh, dass ich nicht schießen kann und dass ich jetzt kein bock mehr hab' auf dosenbier, rosen, apfelwein und theater, sondern dich anrufe und frage, ob du zeit zum reden hast.

Nur noch ein Moment

Ranya Jeddou

Träge stapfte ich den flachen Küstenstreifen entlang.

Der wind peitschte wild mein Haar umher indem so viel Meersalz hängen geblieben war, dass es in meinem Gesicht kleben blieb. meine nackten Füße hinterließen eine im Dunkel der Nacht kaum erkennbare Spur die von Taavis strandhaus ausging.

Ich nahm den Strand wahr, mit all meinen Sinnen.

Ich roch die Weite, die das Meer von sich gab, zusammengemischt mit dem süßlichen Geruch der Nacht. Meine Augen versuchten die unergründliche Tiefe des Ozeanes zu verstehen und in der Ferne beobachtete ich wie die Wellen, bei einer Felssiedlung etwas weiterhinter, an den Kolossen zerschellten. Ich spürte den Sand, der an meinem Körper haftete und roch die Weite des Meeres, die seine Geheimnisse bergen zusammengemischt mit dem süßlichen Geruch der Nacht. Stundenlang hatte ich mich in einem der holzbetten hin und her gewälzt und dennoch kein Auge zu getan.

Immer wenn ich die Augen geschlossen hatte, habe ich dich gesehen.

Der wind trug die Rufe der Möwen zu mir. Das kühle Salzwasser umspülte meine Zehen und mein Blick war wehmütig in den Himmel gerichtet, auf eine sternenklare Nacht.

Zweifelhaft nahe am Wasser gebaut, entdeckte ich in der Ferne das warme Flackern eines Lagerfeuers. Auf einer Düne dahinter stapelte sich ein Haufen zusammengeklappter Liegestühle im Sand und die Flut spülte unermüdlich kleine Bälle aus faserigen kurzen Ästen und Seegras an.

Der kühle wind streifte sachte über die Wellen und holte mich schließlich ein. Fordernd zog er mich in eine eisige Umarmung aus der ich mich schauernd wandte.

Ich zog mir die Kapuze tiefer ins Gesicht und beeilte mich zu den wärmenden Flammen des Feuers zu gelangen.

Als ich hinter einer der Sanddünen ein leises Rascheln vernahm, keimte in mir der Gedanke, dass ich mich wohl lieber hätte mit einem Hagebutten Tee auf einen der Stühle in der Küche setzen sollen. Ich hätte so lange die burgunderrote Flüssigkeit anstieren können, bis der aromatische dampf mich wieder schläfrig gemacht hätte und dann hätte ich das mit dem Schlafen ja nochmal ausprobieren können.

Doch hier war ich nun.

Allein in tiefster Nacht am Strand und weit und breit kein Hagebuttentee in Sicht.

„Manchmal muss man die Dinge auf die unbedachteste Art und Weise angehen, um sie richtig machen zu können“, wisperte mir der Wind mit deiner Stimme zu.

Komische Zitate selber zusammenzubasteln hattest du geliebt. Schon seltsam, damals hatte ich mich noch über sie lustig gemacht und als kitschig betitelt und heute versetzten sie mir einen Stich mitten ins Herzen.

Ich wollte sie nicht hören.

Verzweifelt presste ich meine Hände auf die Ohren wie ein kleines, hilfloses Kind, das nicht auf seine Eltern hören wollte.

Für einen Moment schloss ich meine Augen, doch sofort riss ich sie wieder auf, als du es wieder warst, die vor mir erschien.

Mit einem frustriertem Stöhnen ließ ich mich in den Sand plumpsen. Vor mir knisterten die Flammen und das Feuerholz knackte geisterhaft.

Mein trüber Blick weilte eine Weile auf der Kohleglut und ich stocherte etwas mit einem Ast in ihr herum.

Neben mir hatte jemand eine noch halb gefüllte Flasche Bier in den Sand gesteckt.

Zwar kein Hagebuttentee, aber besser als nichts.

Ich zog sie heraus und nahm einen großen Schluck des Gebräus.

Es schmeckte nach Würze, Meeressalz und ein bisschen auch nach letztem Sommer, in dem wir fast jede Nacht auf den pastellfarbenen Liegestühlen gelegen und bis zum Tagesanbruch geredet hatten.

Wieder knackte das Feuerholz und die Kohle warf Glutfunken in die Luft, die sich als kleine schwarze Überreste auf meiner Kleidung absetzten.

Der schlaftrunkene Blick in meinen Augen schwamm zu einem verdächtigen glänzen und ich vergrub das Gesicht in den Ärmeln meines Hoodies.

Die pastellfarbenen Liegestühle standen nur wenige Meter entfernt.

Das Feuer, das uns hätte wärmen können, knisterte direkt vor meiner Nase, die Nacht war klar wie noch nie und ich trank dasselbe Bier wie damals, doch trotzdem hatte sich alles verändert.

Du fehltest.

Dein Lachen fehlte, deine tiefen Augen fehlten, auf dessen bernsteinfarbenen Gründe man immer direkt in deine Seele hatte sehen können, dein Geruch, deine sanfte Stimme fehlte und ein Teil von mir fehlte ebenso.

Ich hob meinen Kopf wieder und starrte wütend auf die dunkle See,
es war ein Fehler gewesen noch einmal herzukommen, denn auch sie konnte mir nicht
zurückgeben, was wirklich von Bedeutung war.
„Schmeckt ekelhaft“, murmelte ich heiser und warf die Flasche hinaus aufs Meer, wo sie mit
einem leisen Plopp sofort unterging.
Erinnerungen kamen in mir hoch und verflochten meine Gefühle zu einem wirren Gespann aus
Verzweiflung, Reue, Trauer und Wut.
Ja Wut, sie köchelte seit dem Tag leise und beständig vor sich hin und wich mir seit jeher
wie ein treuer Begleiter nicht mehr von der Seite.
Ich war wütend auf mich, weil ich mich so sehr abgeschossen hatte, dass du alleine von der
Party nach Hause laufen musstest.
Ich war wütend auf diesen 19-jährigen Tankstellenmitarbeiter, weil er sich dazu entschlossen
hatte nachts betrunken Auto zu fahren und du für seinen jugendlichen Leichtsinn den viel zu
hohen Preis zahlen musstest
und ich war wütend auf dich, weil du dein Versprechen nicht gehalten hattest.
Ich erinnerte mich noch genau daran, wie du mir versprochen hattest, wir würden hier an
diesem Strand noch etliche Sommer zusammen erleben.
Ich erinnerte mich, dich nicht einmal richtig verabschiedet gehabt zu haben an dem Tag, an
dem du unsere Welt verläßt, um nie wiederzukehren.
Ich hatte lallend versucht, dich zum Bleiben zu überreden und als du ablehntest, hatte ich
dich eine zugeknöpfte Spießerin genannt.
Die Mühe den Fluss der Tränen daran zu hindern meine Wangen hinunterzuperlen und sich
als kleine Punkte im Sand meine Trauer zu kennzeichnen, machte ich mir gar nicht mehr.
Eine Weile saß ich einfach nur da, starrte auf das Meer und blickte verhasst meiner Hilflosigkeit
entgegen.
Ganz unbemerkt und ohne mein Zutun schloss sich meine Augen erneut, doch dieses Mal,
flüsterte niemand in die Nacht hinein und das Einzige, mit dem ich vor meinem inneren Auge
konfrontiert werde, ist weitendeckende Schwärze.

Hatschi. Ich schrecke vom sandigen Strandboden hoch. Das Feuer flackert und knackt immer
noch.

Die Nacht breitet genau wie einige Minuten zuvor ihr Gewand über den kleinen Strand aus, an
dem ich mich befinde und schirmt die Szene pflichtbewusst von den Sonnenstrahlen ab, des
in bestimmt nur wenigen Stunden anbrechenden Tages.

Nur eines ist anders.

Meine Augen weiten sich und meine Finger versuchen sich verkrampft im Sandboden festzukrallen, um nicht den Halt zu verlieren. Dort am Feuer - neben mir - sitzt du.

Der Wind hat dein Haar in ein wildes Sandnest verwandelt.

Deine Hände streckst du den Flammen entgegen, um deine Handflächen aufzuwärmen. Mit deinen zwei Bernsteinovalen siehst du mich genauso an wie früher.

Liebevoll, mit einem amüsierten Funkeln.

„Ich glaub, ich werde so langsam irre“, murmle ich fassungslos. Ich wusste, dass deine Leiche auf einer Landstraße in der Nähe vom Seepark geborgen wurde.

Ich hatte mit den Polizisten gesprochen und sogar deinen leblosen Körper in einem dunklen Birkenholzgrab liegen sehen.

Doch trotzdem will ich meinem Herzen erlauben, schneller zu schlagen. Ich will dich berühren, in den Arm nehmen, dir sagen, wie sehr ich dich in den letzten Monaten vermisst hatte und so vieles mehr, doch ich tue nichts von alledem.

Stattdessen starre ich dich einfach nur an.

Sanft lächelst du mir zu und mit deiner Stimme, die sich anhört, wie der melancholischste Vogel der Welt sagst du:

„Wow, es hat sich hier nichts verändert.“

„Doch, hat es“, erwidere ich leise, nachdem ich mich allmählich wieder gefasst habe. Aus dem Augenwinkel kann ich erkennen, wie du den Kopf schüttelst.

„Derselbe Strand, dieselben Sterne, das Meer...alles hat hier gewartet.“

„Nein“, widerspreche ich erneut, „du hast nicht gewartet“. Ehrlich gesagt weiß ich nicht, warum ich das gerade gesagt habe.

Es ist ja nicht so, als ob du nicht nur ein Objekt meines übermüdeten Verstandes wärst. Du bist nichts weiter als eine Manifestation meiner Erinnerungen an dich, welche in kurzer Zeit in sich zusammenfallen und neue Wunden offenlegen würden.

„Das stimmt...“, antwortest du. Deine Stimme klingt unberührt.

„Warum bist du wieder hergekommen?“, fragst du mich plötzlich.

Überrascht hebe ich den Kopf: „Was?“

„Die Frage ist doch ganz einfach“, belächelst du meine Reaktion. „Es stimmt, ich habe wirklich nicht auf dich gewartet, also was ist es, was du dir von diesem Ort hier erhoffst“ Etwas in mir verkrampft sich.

„Ich will einen Schlusstrich ziehen und neu anfangen“, sage ich monoton auf. Dasselbe hatte ich auch schon meiner Mutter und meiner Psychologin vorgetragen. Es ist die Antwort mit der nützlichsten Wirkung auf mein Umfeld.

Du musterst mich amüsiert, was mich ein wenig aus dem Konzept bringt. „Du Lügner“, sagst du schließlich, „ich gebe dir noch einen Versuch.“

Langsam drehst du dich zu mir und umschlingst deine beiden Beine mit den Armen.

„Weil ich mir Vorwürfe mache“, antworte ich erneut und dieses Mal ehrlich.

„Glaubst du, es bringt irgendwas sich darüber Gedanken zu machen, was du hättest anders machen können?“

Irritiert blinzele ich einige Male „Auch wenn es nichts bringt, ich ...“

Ich stocke.

Du legst den Kopf schief und musterst mich eindringlich.

Eine Weile lang sind wir beide still.

Ruhig beobachten wir die durch die Luft schwebenden Glutfunken und Kohlefetzen, die langsam in den Sand gleiten.

Ich verberge erneut das Gesicht in meinem Hoodie und male spiralen in den dunklen Sand.

„Fahr wieder nach Hause, Miloko“, sagst du nach einer Weile.

Verständnislos starre ich dir entgegen.

„Nein ...“, setze ich an, doch du unterbrichst mich.

„Du musst nicht hier auf mich warten, in der Hoffnung, dass ich zu dir zurückkomme, du bist nicht wie das Meer, Milo. Du bist frei.“

Deine sanfte Stimme klingt abwesend und irgendwie auch sehr weit entfernt. Viel zu weit entfernt.

Der Faden, der meine Selbstbeherrschung und mein Emotionschaos die letzten Monate wie ein Marionettendraht kontrolliert und zurückgehalten hatte, reißt und alles kommt wieder hoch.

„Nein verdammt, das stimmt nicht, als es passiert ist, war ich nicht da, um dich zu beschützen!

Ich war es, der dich dazu überredet hatte, länger zu bleiben, obwohl du eigentlich schon bei Sonnenuntergang hattest zurückgehen wollen, ich war es, der mich an dem Abend

vollgesoffen hatte, obwohl es meine Aufgabe gewesen wäre, dich nach Hause zu bringen, also tu nicht so als wäre es okay, sag nicht ich bin frei, denn verdammte scheiße, ich bin es nicht.“

Immer mehr tränen rinnen meine Wangen hinunter und tränken meinen Kragen mit Reue. Mein Hals schnürt sich zu, mein Atem geht schwer und ich zittere am ganzen Leib, aber das ist scheißegal.

„Ich bin allein, Mona“, schreie ich sie weiter an „du hast mich allein gelassen und es ist meine Schuld und ich hasse mich dafür, weil ich dich verdammte Scheiße nochmal brauche.“ Das ist es nicht gewesen, was ich ihr ursprünglich hatte sagen wollen.

Ich vermisse dich. Warte auf mich. Ich liebe dich.

Das waren die Worte die ich dir sagen sollte, doch sie bleiben in meinem Hals stecken, in keim von der Schuld erstickt die sich wie eine würgeschlange um meinen Brustkorb gelegt hat und jegliche Luft aus ihm weichen lässt.

„Ich bin allein“, wiederhole ich die Worte noch einmal leise wispernd.

„Ich will doch auch nicht vergessen werden“, antwortest du ruhig.

Deine Augen sind sanft und gutmütig, wie eine kleine Kerze, die in der eisigen Kälte eines Schneesturmes bedacht vor sich hin zündelt, vollkommen in reinem, mit dem Wissen nichts an dem Unwetter ändern zu können.

Eine Kerze, die trotzdem brennt, um den umherirrenden Wanderern mit ihrem Licht wenigstens ein wenig den Weg zu weisen.

„Ich will, dass du dich immer an mich erinnerst, wenn du siehst, wie sich die Morgenröte im Ozean spiegelt. Als ihr Licht will ich in deiner Erinnerung weiterleben. Nicht als Schatten deiner Einsamkeit.“

Meine Tränen versiegen allmählich wieder ein wenig.

„Wie kitschig“, flüstere ich lächelnd in den Wind hinein.

„Vielleicht ein klein bisschen kitschig“, antwortest du mit deinem hellen Lachen.

Dann fällt es mir wieder ein. Stimmt ja.

Du hast kein recht mich zu trösten, denn deine Stimme, deine Augen, deine Worte waren nur eine Illusion, an der ich mich klammernd festhielt, um nicht mehr traurig sein zu müssen. „Du bist nicht echt“, sage ich so trocken wie möglich und wende mich wieder von dir ab.

„Ist das denn wichtig?“, fragst du leise in die darauffolgende Stille hinein.

„Ist es“, antworte ich knapp.

„Dann hast du mir wohl nicht richtig zu gehört“, erwidertest du und richtest dich langsam auf. „Es ist nicht von Bedeutung, was ich bin oder...“, du wirfst mir einen kurzen Blick zu, „was ich nicht bin, denn das Unumstrittene bist du.“

Du bist hier.

„Alleine verbringst du den Sommer an diesem Ort und ertrinkst deinen Schmerz in Salzwasser wie ein Matrose mit Heimweh.“

Ich antworte dir nicht, sondern starre weiterhin nur stur auf die See.

„Der Sand hier steckt voll mit Erinnerungen und vergangenen Momenten. Wenn du länger hierbleibst, kehrst du vielleicht nie in die Gegenwart zurück.“

So etwas klingt wirklich sehr nach dir.

Poetisch. Dinge, die sonst nur in Büchern ausgesprochen werden, fließen dir nur so über die Lippen.

Die Flut umschließt deine freigeKrämpelten Knöchel und während du die Worte aussprichst, ist dein Blick weit in die Ferne gerichtet.

„Milo, ich muss gehen.“

„Nein ...“ Ich will nicht, dass du gehst.

Mir ist es egal, wenn du nicht echt bist, nur noch ein wenig nur noch einen Moment will ich dein Lächeln sehen können, nur noch einen Moment will ich mich belügen und nur noch einen winzigen Moment will ich mit dir zusammen am Strand sitzen und das unendlich weite Meer beobachten. Genau wie früher.

Bitte, gib mir nur noch einen einzigen kleinen, bedeutsamen Moment.

„Lass mich nicht ...“, setzte ich an.

„Allein?“, fragst du und schenkst mir ein liebevolles Lächeln, welches ich mit aller Kraft versuche in meine Erinnerung einzubrennen

„Du bist doch nicht allein, Miloko. Ich bin da, auch wenn du mich vielleicht nicht sehen kannst. Wenn du wieder her kommen solltest in einigen Jahren, mit deinen Kindern und deiner bestimmt wunderschönen frau, dann will ich, dass du mir zu Ehren einen Stein über das Wasser springen lässt, wie wir es als Kinder getan haben und in friedvoller Erinnerung an mich denkst.“

„Ich will das alles nicht.“ Verzweifelt springe ich auf in der Hoffnung deine Hand zu ergreifen und dich auf dieser Welt halten zu können, doch dein Blick leert sich immer mehr. Langsam kommst du auf mich zu und fährst sachte mit deinen eiskalten Handflächen über meine Lider, um meine Augen zu schließen.

Dabei hattest du sie doch am Feuer gewärmt.

„Wir zusammen hier an diesem Strand, mit den pastellfarbenen Liegestühlen, dem Meer und dem Feuer, so war es und so wird es immer sein“, flüsterst du noch und ich meine ein Lächeln heraushören zu können, doch deine Stimme hört sich schon viel zu weit entfernt an. Eine einzelne Träne kullert noch aus meinem Auge, dann bist du verschwunden.

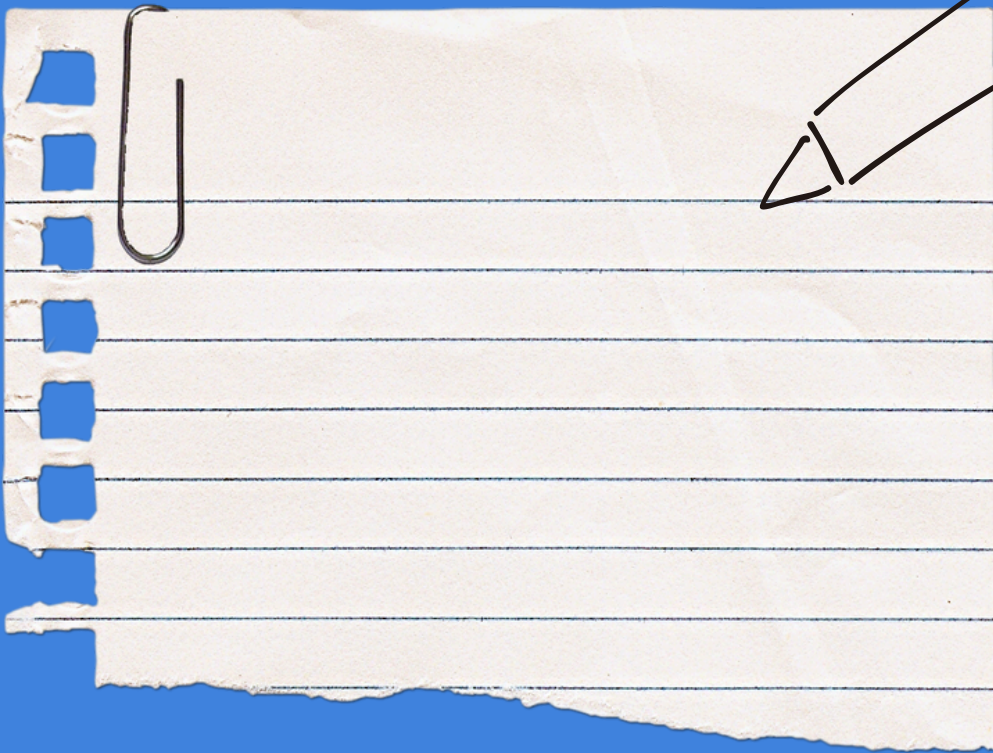
Es war so dunkel.

Als ich die Augen wieder öffnete, lag ich im Sand.

Wann hatte ich mich wieder hingelegt? Meine Augen waren verklebt, mein Haar voller Sand und mein Gesicht voller Kohle.

Sachte schaffte es, die Wärme und das Licht der Sonne in warmen Tönen aus der dunklen Nacht hervorzubrechen und sich im Wasser widerzuspiegeln.

Wehmütig blickte ich ihr entgegen. Das wegweisende Licht der Kerze im Schnee ist erloschen, nicht mehr dazu in der Lage mich zu trösten. „Keine Sorge“, flüsterte ich dem Meer zu, „ich erinnere mich“.



Mord auf dem Kadettenschiff

Maryam Breßler

Im ersten Moment sah ich nur die weißen Aufzugstüren. Dann glitten sie auseinander und enthüllten einen Arbeitsraum, mit einem Schreibtisch und einer Person, die zu mir abgewandt saß. Hinter dem Schreibtisch befand sich eine Glasfront, durch die man in die unendlichen Weiten des Weltraumes blicken konnte. Ich glättete meine Tentakel. Die Türen schlossen sich mit einem Zischen. Nun gab es kein Zurück mehr. Das war der Moment der Wahrheit. Es war vorbei. Diese Person hatte eine Schwelle übertreten, die nur rein und nicht raus führte.

„Du solltest dich stellen, IZ-302“

Im Bruchteil einer Sekunde drehte sie sich um. Drei Augen zuckten. Damit hatte sie nicht gerechnet. Dann beruhigte sich ihr Gesicht in derselben Zeit zu einer neutralen Maske. „Was soll ich getan haben? Du weißt doch selbst, dass das Unsinn ist.“ Dann, etwas eindrücklicher. „Wer hat das gesagt? Wie kommst du darauf?“

„Ich habe das gesagt. Heute nach dem Appell hast du den Kommandanten im Strategieraum aufgesucht, dich mit ihm unterhalten und dann hast du sein mechanisches Herz mit einem Magneten angehalten.“

„Das ist Unsinn!“, wiederholte IZ-302 eindrücklich. „Ich beschäftigte mich mit Raumtechnik und Navigation. Das Töten überlasse ich den Kadetten.“

„Wie GH-604, der deinetwegen unschuldig in der Zelle sitzt?“

IZ-302 grimassierte. „Du weißt, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis er auffällig wurde. Er hat drei seiner Kameraden unabhängig voneinander im Streit verletzt. Er war von Anfang an ein Sicherheitsrisiko. Und jetzt hat er den Kommandanten ermordet. Er war der letzte im Strategieraum. Ich war heute nicht mal in der Nähe davon.“

Ich lächelte. „Es mag sein, dass er ein Sicherheitsrisiko ist, aber er hat den Kommandanten nicht ermordet. Ob du nicht mal in der Nähe des Raumes warst, ist nicht mehr nachprüfbar. Jemand hat alle Überwachungsvideos aus diesem Bereich gelöscht. Bis auf das eine natürlich.“

„Wollen wir uns das vielleicht noch mal zusammen angucken? Dann wirst du sehen, dass ich weder den Vorraum, noch die Tür zum Strategieraum durchschritten habe. Gut?“

„Oh!“, sagte ich. „Das müssen wir nicht.“ Die Augen von IZ-302 weiteten sich unmerklich. „Denn das“, ich ging an ihr vorbei und setzte mich auf den Schreibtisch, ein Fuß in der Luft, einer auf dem Rand des Stuhls, auf dem sie saß, „habe ich bereits getan. Und ich habe etwas gesehen, dass selbst du übersehen haben dürftest.“

Diesmal war der Schock in IZ-302s Gesicht offensichtlich. Die Korona aus Augen, die ihren Schlund umgab, zuckte nervös. Sie machte keine Anstalten etwas zu sagen.

Lautlos entsicherte ich die Pistole in meiner Uniformjacke. Entsichert ist sicher. „Tatsächlich! Erinnerst du dich an die bescheuerte Pflanze, die der Kommandant von Dukotan mitgebracht hat? Bei

Minute 104 verliert sie ein Blatt. Man sieht nicht, woher es kommt und sieht nicht, wohin es fällt, denn es landet hinter dem Topf. Man sieht es aber, wie es zwischen den anderen Blättern hindurchfällt. Zwei Sekunden lang.“ Ich zog mein Bein, das nicht auf dem Stuhl stand, in einen halben Schneidersitz. „Weißt du ... Das komische ist, das passiert ganze zwölfmal. Das Video ist ein Loop.“

Das war es. IZ-302 zeigte Symptome echter Panik. Sie sah sich im Raum um. Der Ausgang war offen, aber Flucht würde nichts bringen, solange ich am Leben war. Ich festigte den Griff um meine Pistole. Tatsächlich wollte ich sie nicht abschießen, aber ich würde es tun, wenn es nötig war. „Du kümmerst dich um die Technik hier. Deine Kollegin ist im Urlaub. DF-1312 ist ein Idiot. Der Schnitt ist zu gut für alle Kadetten, du musst es gewesen sein. Du hast den relevanten Teil des Videos gelöscht und durch diesen Loop ersetzt. Und in diesem Teil bist du sehr wohl im Strategieraum gewesen. Du hast den Kommandanten ermordet.“

IZ-302 biss sich auf den unteren Teil der Lippe. Sie schien ihre Optionen abzuwägen. Eine war hoffentlich das Geständnis. Eine andere war es, mich zu töten. Letzteres würde sie nicht schaffen. Ob sie das wusste?

„Hör mal“, sagte sie schließlich. „Wir wissen beide, dass es richtig war. Du weißt, was der Kommandant vorhatte. Sein Plan war völlig irrwitzig. Ich habe Navigation studiert. Wir wären direkt in die Sonne geflogen. Wir wären alle gestorben. Er auch. Ich habe nur dafür gesorgt, dass er es schneller tut. Ich habe uns alle gerettet. Was kümmert der Idiot dich, du bist doch klug. Strafen sind was für Idioten, lass sie denen.“

Ich verlagerte mein Gewicht auf einen anderen meiner vier Armtentakel. „Ist GH-604 einer dieser Idioten?“

„Ja“, sagte IZ-302 sofort. „Im Ernst!“, fügte sie schnell hinzu. „Er wäre sowieso irgendwann richtig straffällig geworden. Habe ich ihm abgenommen. So ist niemand zu Schaden gekommen. Es ist perfekt.“

„Er hätte niemanden ermordet.“

„Ja, aber -“

„Und deshalb passt die Therapie eines Mörders nicht zu ihm. Wetten, er war gar nicht der vorletzte im Raum und du hast vor ihm noch jemanden herausgeschnitten. Um ihm eins auszuwischen. Du hast gar niemandem damit geholfen, außer dir selbst. Irgendwann wird er vielleicht noch jemandem ernsthaft schaden ... Vielleicht! Und dann bekommt er eine Therapie, die zu ihm passt. Aber weißt du, warum dieses Pulverfass bei uns geduldet wird? Weil es auf dem Schlachtfeld hochexplosiv ist. Siehst du, du weißt es nicht mal! Das ist das Problem! Du handelst und hast keine Ahnung!“

„Ich habe uns gerettet!“

„Ja – inklusive dich selbst.“

Das schien der Punkt zu sein, an dem IZ-302 nicht mehr reden wollte. Man kann nur so viel ertragen. Natürlich hatte ich sie zu diesem Punkt gereizt. Es machte die Dinge interessanter. Langsam legte ich den Finger an den Abzug meiner Pistole. Eine Bewegung und sie wäre bei unserem Kommandanten! „Ich habe schon einmal getötet“, sagte sie ruhig und langsam. „Das ist kein Problem für mich. Ich wollte dich verschonen, aber langsam fängst du an, mich zu nerven. Machst du das nur, weil du vom Sicherheitsdienst bist? Glaubst du, das macht dich lasersicher? Ein Schuss und du bist weg.“ Lustig, das konnte ich auch über sie sagen. Wahrscheinlich lag die Pistole im Schreibtischfach. IZ-302 wäre abgeschossen, bevor sie das Ding überhaupt in der Hand hatte. Diese Aufregung war großartig, ich mochte meinen Job. Ich biss mir auf die Lippe.

„Willst du gar nichts sagen? Was sollte mich daran hindern, dich abzuknallen, hm?“

„Mein verstecktes Dokument. Es enthält alle Informationen über dich, die ich habe“, entgegnete ich munter. Komplette Lüge, aber das wusste sie nicht. „Wenn ich plötzlich sterbe, wird es geöffnet und du bist dran. Dann hast du nicht gestanden, keine mildernden Umstände, gar nichts! Glaubst du, ich bin hier hereingegangen, ohne mich abzusichern?“ Haha! Absolut so war es gewesen.

Ihr Gesicht nahm einen grünlichen Ton an, der mir ihre Nervosität verriet. Sie glaubte mir. Ihre Finger entfernten sich vom Schreibtisch. Offenbar wollte sie mich nicht mehr erschießen? Ob sie mir wieder schmeicheln würde?“

„Hör mal ...“ Tatsächlich!“ Ich verstehe nicht, warum du dich so aufregst. Der Kommandant ist tot. Na und? Soviel kann er dir nicht bedeutet haben! Er hätte uns durch seine Dummheit ermordet, hast du das vergessen? Ist das nicht wichtig?“

„Natürlich ist das wichtig. Wahrscheinlich bin ich – sind wir alle – nur deshalb am Leben. Ich hänge am Leben. Ich mag es. Und ich will, dass du dich stellst.“

„Auf meinem Planeten werden Helden geehrt und geliebt. Bin ich keine Heldin? Ich habe heute über tausend Personen gerettet. Tausend! Mehr als du in deinem ganzen Leben.“ Ich musste an dieser Stelle schmunzeln, denn ihre Mutmaßungen über mein Leben stimmten nicht mal annähernd. „Und ich soll mich dafür schämen! Ich soll mich dafür einsperren lassen!“

„Du bist keine Heldin“, sagte ich ruhig. „Du hast selbst nichts geopfert, nur einen Fremden. Das ist keine Heldentat. Du sollst dich nicht für die in Haft, die leben, sondern für diejenigen, die du getötet hast.“

„Okay, okay.“ Scheinbar war ihr wirklich nicht klar, dass jedes Entgegenkommen abseits von ‚Sofort werde ich mich stellen.‘ völlig zwecklos war. „Was hältst du davon: Wir geben GH-604 ein Alibi. Dann ist er raus und ich auch! Ich werde nicht bereuen, dass ich den Kommandanten getötet habe.

Wie sollte ich das! Aber das ist die perfekte Lösung! Wen soll ich noch töten, der Kommandant ist tot? Bestrafung ohne Ziel – denn das Ziel ist erreicht, ich töte nicht ohne, dass es notwendig ist! – ergibt keinen Sinn.“

„Die Lösung ist nicht perfekt, denn sie beinhaltet nicht, dass du dich stellst. Du hast recht. Es war nötig den Kommandanten zu töten und du musst nicht bereuen es getan zu haben. Aber du musst dich stellen?“

IZ-302 rutschte mit ihrem Stuhl nach hinten, um mich ganz anzusehen. Sie musterte mich von oben bis unten. Ich grinste. „Dir geht es gar nicht, um den Kommandanten. Worum geht es dir?“

„Exakt! Der Kommandant kümmert mich keinen halben KrypBit. Er ist mir völlig egal. Was mir nicht egal ist, ist das Galaktische Recht.“

„Das Galaktische Recht schützt diesen Verbrecher!“

„Recht ist nicht Gerechtigkeit. Recht ist, was funktioniert. Wenn wir heute sterben würden, würde die Galaktische Population überleben. Das ist der Punkt. Recht ist kein Ausdruck unserer Gefühle, sondern ein Mittel, um Gesellschaften zu ordnen. Wenn wir aufhören, es zu achten, gibt es nur Chaos.“

„Niemals ist das dein einziger Punkt. Galaktisches Recht, als ob!“

Oh, das Galaktische Recht war mir schon wichtig, aber ... „Natürlich nicht. Weißt du, ich hätte dich laufen lassen, wenn ich gekonnt hätte. Aber du warst nicht gut genug. Ich habe durch deine Nachlässigkeit herausgefunden, dass du es warst und damit betrifft das Wissen nicht nur dich, sondern uns beide! Ich würde meinen Job nicht machen, wenn ich dich laufen ließe. Und den tue ich.“

Ich versuchte ihr in die vielen Augen zu gucken, aber sie hielt meinen Blick nicht. War sie besiegt? Ich beschloss, ihr Zeit zu geben.

„Ich gehe jetzt kurz raus. Du kannst dir überlegen, was du tust, ich verurteile dich nicht persönlich. Überlegen dir gut.“

Damit ging ich zu den Schiebetüren und drückte den Knopf. Auf halber Öffnung wandte ich mich noch einmal um und hielt zwei Tentakel zwischen die Türen. IZ-302 saß immer noch wie gelähmt auf dem Stuhl. „Ich habe auch mal jemanden getötet. Ganz ähnlich wie du. Aber ich habe mich gestellt.“ Sie schien mir zuzuhören. Sollte ich noch mehr sagen? „Was wird dir schon passieren, wenn du dich stellst? Mildernde Umstände? Ein paar Jahre Knast? Es ist nicht so schlimm dort. Die Idioten, die du erwähnt hast, bringen dir Respekt vor ihnen bei, wenn du ihn nicht hast. Aber den kannst du schon vorher lernen. Nach den paar Jahren bist du raus. Raumtechniker werden gesucht wie irre. Keiner interessiert noch, wen du getötet hast. Du bist frei und kannst ein neues Leben anfangen. Wie ich.“

Ich trat durch die Schiebetüren und sie schlossen sich. Was sie wohl tun würde? Ha! Das wusste nur der Galaktische Gott.

Alles und Nichts

Réka Polyák

Woran wirst du denken, wenn alles zu Ende geht? Was wirst du machen, wenn die Bombe fällt?

Das Radio in der Küche spielt einen schrecklichen Schlager, Mama tanzt dazu, hat eine Kochschürze über ihr gelbes Kleid gezogen und eine Schüssel mit dem Teig des Schokokuchens in der Hand. Sie denkt an ihre Mutter, an die Frau, die im Krankenhaus liegt und nur noch ein Schatten ihres Selbst ist, denkt daran, wie sehr sie sie liebt, denkt daran, dass sie hofft, nie selber so zu werden, und daran, dass es einfacher wäre, würde ihre Mutter sterben.

Eine Fliege fliegt gegen die gelblich leuchtende Birne, der leise Aufprall lässt die Hündin ihren Kopf heben.

Mama wird sich gleich schlecht fühlen, weil sie nie so über ihre Mutter denken wollte. Sie gibt sich aber den Bruchteil der Sekunde, den schrecklichen Gedanken zu genießen.

Johnny, der in der unangenehmen Lautstärke des Radios nicht den Fernseher hört, dreht sich zur Hündin, als diese ihren Kopf hebt. Er hat eine Packung Chips in der Hand, die er von Tommy in der Schule bekommen hatte. Tommy wird in einigen Stunden vorbeikommen.

Johnny freut sich schon darauf.

Das Licht im Flur flackert und Papa, der noch die Türklinke zur Toilette in der Hand hat, denkt sich, dass er die Glühbirne wechseln sollte, weiß aber, dass er es nicht machen wird, bis sie nicht ganz ausbrennt.

In seiner anderen Hand ist die Zeitung mit einem Bild einer Atombombe auf dem Cover – Papa beschäftigt sich nicht mit dem Krieg, er sagt, solange Johnny nicht alt genug ist, ist es nicht ihr Problem.

In der Kammer, da wo sich Mieze, die Katze immer versteckt, fällt eine Konservendose aus dem Regal. Mieze ist schon fett, kann sich nicht hinter die Konservenstapel pressen. Er miaut auf, seine krächzende Stimme wird aber übertönt von dem Lied im Radio.

Das Badezimmer ist leer, die zweite Toilette seit Jahren unbenutzt, unbenutzbar aus finanziellen Gründen.

Die Badewanne ist etwas rot gefärbt, die Haarfarbe von Mama, die ihre Haare jeden Monat färbt, damit sie ja nicht alt erscheint.

„Ich werde die jung aussehendste alte Leiche von allen sein“, sagt sie immer, worauf Lara ihre Augen verdreht.

„Das ist nicht Deutsch, Mama.“

Sie sitzt in ihrem Zimmer, die Tür verschlossen, die Kopfhörer auf maximale Lautstärke gestellt.

Lara hasst die Musik, die ihre Mutter hört, hält sich grundsätzlich von dieser fern.

Sie chattet mit Nera, die sie zwar nur aus dem Netz kennt, die aber ganz süß ist. Sie stellt sich vor, wie sie zusammen zur Uni gehen und dort immer verschlafen, weil sie sich keinen Wecker stellt und weil Nera ihr Handy im anderen Zimmer liegenlässt.

Ihr Mund verzieht sich zu einem Grinsen und sie blickt kurz vom Handy weg, auf ihren Fernseher, in dem sie ihre Kleinstadt sieht.

Die Waschmaschine läuft im Waschraum, die bunte Ladung Kleidung dreht sich in ihrem Bauch, ein Ärmel bleibt stecken, nur noch Sekunden und die Maschine wird stehenbleiben. Der Korb, der leer auf seinem Rücken steht, hüpfte leicht nach vorne, mit jedem Sprang näher zum Absturz. Pappas Handy liegt auf dem neuen Bett der Eltern, immer wieder laut Back to Black spielend, sein Kumpel ruft an, der Schlager übertönt ihn aber. Er will Papa mitteilen, dass seine Tochter geboren wurde, ein gesundes kleines Mädchen, mit wunderschönen Augen.

In Johnnys Zimmer ist das Fenster geöffnet und er hat das Licht nicht ausgeschaltet. Minecraft-Poster hängen von den Wänden, eines droht herunterzufallen, das tut es aber schon seit Tagen, Johnny kümmert sich aber nicht darum.

Sein Sparschwein in Form eines Zombies ist fast voll gefüllt, er wird sich bald das neue Fifa-Spiel kaufen können.

Das Haus ist laut, ein schlechter Schlager ist zu hören. Die Schaukel im Hinterhof steht still, eine dünne Schicht Schnee auf den Sitzen. Fußabdrücke umranden die Schneeengel und leiten zur Tür, in die Küche, wo Mama gerade Kuchen backt.

Woran wirst du denken, wenn alles zu Ende geht? Was wirst du machen, wenn die Bombe fällt?

Anthologie der Literaturwoche Sommer

19.08. bis 26.08.2023

in Hirschluch

Alle Rechte liegen bei den Autor*innen

Seminarleitende

Liese Rey Rolle

Rudi Nuss

Josefa Ramírez Sánchez

Melek Halici

wortbau e.V. (ehemals Schreibende Schüler)

Immanuelkirchstraße 8

10405 Berlin

info@wort.bau.de

www.wort-bau.de

Wir danken herzlich unseren Förderern, dem
Ministerium für Bildung, Jugend und Sport des
Landes Brandenburg, dem Ministerium für
Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes
Brandenburg, allen, die an der
Crowdfunding-Aktion anlässlich der Finanzierung der
Sommerliteraturwoche teilgenommen haben und
der Jugendbildungs- und Bildungsstätte Hirschluch für
die Unterbringung.

wortbau e.V. (ehemals Schreibende Schüler)
Immanuelkirchstraße 8
10405 Berlin
info@wort.bau.de
www.wort-bau.de



**LAND
BRANDENBURG**

Ministerium für Bildung,
Jugend und Sport



**LAND
BRANDENBURG**

Ministerium für Wissenschaft,
Forschung und Kultur



ANTHOLOGIE

LITERATURWOCHE SOMMER 2024